Agatha Christie

Feuerprobe der Unschuld

scanned by ab
corrected by sv

Hat der junge Clark Jackson seine Mutter umgebracht? Die Beweislast ist erdrückend. Aber noch bis zu seinem geheimnisvollen Tod im Zuchthaus beteuert er seine Unschuld.

Da taucht überraschend ein Entlastungszeuge auf, der dem Toten ein hieb- und stichfestes Alibi liefert. Und erneut brechen in der Familie Jackson Angst und Mißtrauen aus. Jeder verdächtigt jeden. Das hat ungeahnte Folgen …

ISBN: 3-502-50761-9
Original: Ordeal by Innocence
aus dem Englischen von Dorothea Gotfurt
Verlag: Scherz Verlag
Erscheinungsjahr: 1980
Umschlaggestaltung: Heinz Looser
Foto: Thomas Cugtnt

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

1

Als er zur Fähre kam, wurde es bereits dämmrig. Er wäre viel früher dort gewesen, wenn er seine Abfahrt nicht immer wieder verschoben hätte.

Er hatte bei Freunden in Redquay zu Mittag gegessen, und während der allgemeinen leichten Unterhaltung fürchtete er sich insgeheim vor der ihm bevorstehenden Aufgabe. Er nahm die Einladung seiner Freunde an, noch bei ihnen Tee zu trinken; nach dem Tee jedoch konnte er seinen Aufbruch nicht länger hinausschieben.

Der Mietwagen wartete schon auf ihn. Er verabschiedete sich, und bald fuhr er über die zehn Kilometer lange Küstenchaussee bis zu einer waldigen Straße, die landeinwärts führte. Der Fahrer bog in diese Straße ein, und kurz darauf kamen sie zu einem kleinen Steinkai am Fluß. Dort stieg er aus und läutete die große Glocke am Ufer, bis er die Aufmerksamkeit des Fährmannes auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses erregte.

»Soll ich hier auf Sie warten?« fragte der Fahrer.

»Nein, ich habe mir ein Taxi bestellt, das mich drüben in einer Stunde abholen und direkt nach Drymouth fahren wird.«

Der Mann nahm Fahrgeld und Trinkgeld mit Dank entgegen, blickte auf den von leichten Nebelschwaden bedeckten Fluß und bemerkte: »Hier kommt die Fähre.«

Dann sagte er gute Nacht, wendete seinen Wagen und fuhr davon.

Arthur Calgary blieb allein am Kai zurück, allein mit seinen Gedanken, allein mit dem Grauen vor seiner schwierigen Mission.

Wie wild und verlassen diese Gegend doch ist, dachte er, man könnte meinen, an einem einsamen See in Schottland zu sein; und doch sind die Hotels, die Läden, die Bars und die Menschenmengen von Redquay nur wenige Kilometer entfernt.

Die Ruder des Fährbootes plätscherten leise, als es bei dem kleinen Kai anlegte. Arthur Calgary ging den kurzen Pfad hinunter, der zur Anlegestelle führte, und stieg ins Boot. Der Fährmann war alt und grau; er und das Boot schienen fast miteinander verwachsen zu sein. Als sie abfuhren, blies ein kalter Wind aus der Richtung des Meeres.

»Kühl heute abend«, meinte der Fährmann.

Calgary stimmte ihm zu und sagte, es sei viel kälter als gestern.

Er glaubte in den Augen des Fährmannes eine heimliche Neugier zu erkennen. Was wollte dieser Fremde? Die Saison war längst vorbei; außerdem war es schon spät, zu spät, um in dem kleinen Café drüben einzukehren. Der Fremde besaß kein Gepäck, also kam er nur auf einen kurzen Besuch. Calgary fragte sich selbst, *warum* er so spät am Tag gekommen sei. Sollte er unbewußt diesen Augenblick so lange wie möglich hinausgezögert haben? Die Überquerung des Rubikon … die Überquerung des Flusses … des Flusses. Er dachte plötzlich an jenen anderen Fluß, an die Themse.

Noch gestern hatte er auf die Themse gestarrt – war es wirklich erst gestern gewesen? Er wandte sein Gesicht wieder dem Manne zu, der ihm gegenübersaß und ihn mit forschenden Augen betrachtete. Eine deutliche Frage lag in diesen Augen.

Man müßte es lernen, seine Gedanken besser zu verbergen, dachte er.

den freundlichen neuen Häusern. Jede der Villen besaß einen hübschen Garten, und die Bewohner drückten ihren persönlichen Geschmack durch die Wahl der Blumen aus: Chrysanthemen, Rosen, Nelken, Geranien …

Am Ende der Straße war ein Gartentor; auf dem »Sonneneck« stand. Er öffnete das Tor und ging über den kurzen Weg, der zum Hause führte. Es war ein gut gebautes, unpersönliches, modernes Haus mit einem Spitzgiebel und einer kleinen, überdachten Vorhalle – ein Haus, wie man es in vielen Siedlungen und in vielen guten Wohngegenden findet. Calgary stellte fest, daß der Stil des Hauses nicht zu der wundervollen Aussicht paßte. Am gegenüberliegenden Ufer des Flusses, der hier eine scharfe Kurve beschrieb, lag, ein bewaldeter Hügel. Weiter unten, zur Linken, machte der Fluß wieder eine Biegung. In der Ferne sah man Wiesen und Obstgärten.

Länger kannst du es nun nicht mehr aufschieben, sagte er sich und drückte entschlossen auf die Türklingel.

Er wartete einen Augenblick, dann läutete er nochmals. Endlich hörte er Schritte, und die Haustür wurde geöffnet.

Erschrocken trat er ein wenig zurück. In seiner überhitzten Phantasie glaubte er der Tragik in Person gegenüberzustehen.

Das Gesicht war jung, und eben deshalb wirkte es um so dramatischer. Die tragische Maske sollte immer jugendlich sein, dachte er. Jugend, die hilflos dem unentrinnbaren Schicksal, der grausamen Zukunft ausgeliefert ist.

Während er sich zu sammeln suchte, überlegte er: ein irischer Typ. Tiefblaue Augen mit dunklen Schatten, welliges schwarzes Haar, hervorstehende Backenknochen, ein gewölbter Hinterkopf …

Das junge Mädchen sah ihn aufmerksam und feindlich

Das alles ist längst vorbei und erledigt. Warum muß es wieder aufgerührt werden?«

»Man kann niemals sagen, daß etwas endgültig erledigt ist.«

»Aber es ist erledigt! Clark ist tot. Es ist alles vorbei. Wenn Sie kein Journalist sind, müssen Sie wohl Arzt sein – ein Psychologe oder etwas Ähnliches. Bitte gehen Sie, ich kann meinen Vater jetzt nicht stören. Er ist beschäftigt.«

Bevor sie die Tür schließen konnte, zog Calgary schnell den Brief aus der Tasche und drückte ihn ihr in die Hand.

»Hier ist ein Brief von Mr. Marshall.«

Sie betrachtete den Umschlag nachdenklich, dann sagte sie unsicher: »Von Mr. Marshall aus London?«

Jetzt näherte sich auch die ältere Frau, die bisher im Hintergrund der Diele geblieben war. Sie musterte Calgary mißtrauisch; er dachte plötzlich an einen Besuch im Kloster – ja, sie erinnerte ihn an eine Nonne, an die Laienschwester hinter dem kleinen Gitter, der man erst genau Auskunft geben mußte, bevor man in die Vorhalle des Klosters geführt wurde.

»Sie kommen von Mr. Marshall?« fragte sie streng. Hester starrte auf den Brie

finden Sie nicht auch?« sagte er freundlich.

Calgary stellte leicht erstaunt fest, daß der Mann, der ihm gegenübersaß, einen glücklichen Eindruck machte. Es war kein überschäumendes Glück, eher eine stille Zufriedenheit. Hier war ein Mensch, der froh war, nichts mit der Außenwelt zu tun zu haben.

»Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie mich empfangen haben«, sagte Calgary höflich. »Ich hielt es für besser, mit Ihnen zu sprechen, als Ihnen einen Brief zu schreiben.« Er machte eine kurze Pause, dann fuhr er in plötzlicher Erregung fort: »Es ist schwierig, sehr, sehr schwierig …«

»Bitte nehmen Sie sich Zeit.«

Leo Jackson war noch immer liebenswürdig und zurückhaltend.

Er beugte sich vor und versuchte, Calgary auf seine sanfte Art zu helfen.

»Da Sie mir einen Brief von Marshall bringen, nehme ich an, daß Ihr Besuch etwas mit meinem armen Clark zu tun hat.«

Calgary konnte sich nicht mehr an die sorgfältig vorbereiteten Worte und Phrasen erinnern, und doch mußte er irgendwie sprechen. Wieder stammelte er:

»Es ist so entsetzlich schwierig …«

Nach einem kurzen Schweigen meinte Leo zögernd:

»Vielleicht kann ich Ihnen die Sache erleichtern: Wir wußten, daß unser Clark kaum mit normalen Maßstäben zu messen war. Nichts, was Sie uns zu sagen haben, wird uns überraschen.

Ich bin fest davon überzeugt, daß Clark nicht die volle Verantwortung für die furchtbare Tragödie trägt.«

»Natürlich war er nicht verantwortlich«, warf Hester ein.

Calgary blickte erstaunt auf; für den Augenblick hatte er

ihre Anwesenheit vergessen. Sie saß hinter ihm auf einer Sessellehne, und als er sich zu ihr wandte, fuhr sie eifrig fort: »Clark war schon als kleiner Junge ein Scheusal – wenn er die Geduld verlor, nahm er den ersten besten Gegenstand in die Hand und ging damit auf einen los.«

»Aber Hester – Hester!« sagte Jackson vorwurfsvoll.

Das Mädchen legte rasch die Hand auf den Mund. Es errötete und sagte verlegen: »Ich bitte um Entschuldigung … ich hab's gut gemeint … aber ich hätte das nicht sagen sollen, nicht jetzt, nachdem – nachdem –«

»Nachdem der Fall erledigt ist«, sagte Jackson. »Das

»Mrs. Jackson schlug ihm seine Bitte ab. Er wurde sehr ärgerlich, und bevor er fortging, drohte er, wiederzukommen und sie zu zwingen, ihm Geld zu geben. ›Du willst doch nicht, daß ich ins Gefängnis komme‹, sagte er, und sie erwiderte: ›Vielleicht wäre es das beste für dich.‹«

Leo Jackson wurde unruhig.

»Meine Frau und ich hatten uns darüber ausgesprochen. Wir waren sehr unglücklich über unseren Jungen. Wieder und wieder halfen wir ihm und versuchten, ihm noch einmal eine Chance zu geben. Wir glaubten, daß die Gefängnisdisziplin ihm möglicherweise …« Seine Stimme wurde unhörbar. Schließlich sagte er: »Bitte fahren Sie fort.«

»Am späten Abend dieses Tages wurde Ihre Frau ermordet – mit einem Feuerhaken erschlagen. Auf dem Feuerhaken befanden sich Fingerabdrücke Ihres Sohnes, und eine große Geldsumme war aus dem Schreibtisch Ihrer Frau verschwunden.

Die Polizei fand Ihren Sohn in Drymouth. Das Geld trug er bei sich – hauptsächlich in Fünfpfundscheinen. Auf der Rückseite eines dieser Scheine stand eine Adresse – und so konnte der Bankbeamte, der Ihrer Frau das Geld am gleichen Morgen ausgehändigt hatte, den Geldschein identifizieren. Bei dem darauffolgenden Prozeß gegen Ihren Sohn lautete das Urteil: vorsätzlicher Mord.«

Das schicksalsschwere Wort war gefallen – MORD.

Calgary fuhr nach einer kurzen Pause fort: »Ich hörte von dem Verteidiger, Mr. Marshall, daß Ihr Sohn bei seiner Verhaftung seine Unschuld wiederholt und nachdrücklich beteuerte. Er behauptete, ein einwandfreies Alibi für die Zeit zu haben, während der Mord, nach Aussagen der Polizei, verübt worden war – nämlich

zwischen sieben und halb acht. Clark Jackson sagte, daß er um diese Zeit mit einem Auto, dessen Fahrer ihn auf der Landstraße von Redmyn nach Drymouth, etwa anderthalb Kilometer von hier, kurz vor sieben mitgenommen hatte, in Drymouth einfuhr. Da es schon dunkel war, konnte er die Automarke nicht erkennen, aber er wußte, daß die schwarze oder dunkelblaue Limousine von einem Mann in mittleren Jahren gefahren wurde. Man bemühte sich vergeblich, eine Spur des Wagens und seines Fahrers zu entdecken, und schließlich waren selbst seine Verteidiger davon überzeugt, daß der Angeklagte diese Geschichte frei erfunden hatte.

Beim Prozeß stützte sich die Verteidigung in der Hauptsache auf die Aussagen der Psychologen, die die geistige Labilität des Angeklagten zu beweisen versuchten. Diese Beweise wurden vom Richter in einer sarkastischen Zusammenfassung abgelehnt; Clark wurde für schuldig befunden und zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Sechs Monate danach starb der Gefangene an einer Lungenentzündung.«

Drei Augenpaare waren auf Calgary gerichtet. Gwendas Augen spiegelten Interesse und Aufmerksamkeit – Hesters Mißtrauen – Leo Jacksons Augen waren ausdruckslos.

»Würden Sie mir bestätigen, daß diese Tatsachen korrekt sind?« bat Calgary.

»Ja – sie sind korrekt«, stellte Leo fest. »Ich weiß nur nicht, warum diese schmerzlichen Dinge, die wir vergessen möchten, wieder aufgerührt werden mußten.«

»Es war leider ganz unvermeidlich. Ich habe den Eindruck, daß Sie mit dem Urteil des Richters übereinstimmen, oder irre ich mich?«

»Sie irren s50 1 Tf0.0002 Tc72

würde. Ich hatte Pech – das Haus war verschlossen und verriegelt. Ich verbrachte einige Zeit in der Kathedrale, bevor ich über die Hauptstraße zurück nach Drymouth fuhr. Ich hatte reichlich Zeit, um mein Gepäck abzuholen und das Auto in die Garage zu bringen, bevor ich in den Zug nach London stieg. Auf dem Weg nach Drymouth hielt ich an, um, wie ich Ihnen bereits erzählte, einen unbekannten jungen Mann mit in die Stadt zu nehmen.

Als ich auf dem Bahnhof ankam, stellte ich fest, daß ich noch Zeit hatte, mir Zigaretten zu kaufen. Ich verließ den Bahnhof, und als ich im Begriff war, über den Fahrdamm zu gehen, bog ein Lastwagen in schneller Fahrt um die Ecke und warf mich zu Boden.

Nach Aussagen von Passanten stand ich sofort auf; ich benahm mich ganz normal und schien nicht verletzt zu sein. Ich sagte, ich müßte einen Zug erreichen, und eilte zurück zum Bahnhof.

Als der Zug in Paddington einfuhr, war ich bewußtlos und wurde von einem Sanitätswagen ins Krankenhaus gebracht.

Dort stellte man fest, daß ich an einer Gehirnerschütterung litt – die Symptome dieser Krankheit sollen sich häufig erst nach einiger Zeit bemerkbar machen.

Als ich ein paar Tage später wieder bei Bewußtsein war, konnte ich mich weder an den Unfall noch an meine Reise nach London erinnern. Ich wußte nur, daß ich auf dem Weg nach Polgarth gewesen war, um meine alte Kinderfrau zu besuchen; danach – ein völliges Vakuum. Es bestand kein Grund, anzunehmen, daß die Stunden, an die ich mich nicht erinnern konnte, irgendwelche Bedeutung haben könnten. Weder ich noch irgend jemand sonst wußte, daß ich an jenem Abend über die Redmyn-

Drymouth-Straße gefahren war.

Ich mußte England sehr bald danach verlassen. Man hatte mir absolute Ruhe verordnet, ich durfte nicht einmal Zeitungen lesen. Vom Krankenhaus fuhr ich direkt zum Flughafen, um nach Australien zu fliegen und mich dort der Südpolexpedition anzuschließen. Obwohl ich noch nicht sehr kräftig war, ließ ich mich nicht von meinem Vorhaben abbringen, und ich war viel zu sehr mit den notwendigen Vorbereitungen beschäftigt, um mich für Mordberichte zu interessieren; als es zum Prozeß kam, war ich bereits auf dem Weg zum Südpol.«

Er machte eine Pause. Alle sahen ihn gespannt an.

»Erst vor etwa einem Monat, gleich nach meiner Rückkehr nach England, machte ich die furchtbare Entdeckung. Ich bat meine Wirtin um etwas Packpapier, und sie brachte mir einen Stoß alter Zeitungen. Als ich eine davon auf dem Tisch ausbreitete, sah ich die Fotografie eines jungen Mannes, dessen Gesicht mir bekannt vorkam. Ich versuchte vergeblich, mich zu erinnern, woher ich ihn kannte und wer er war. Seltsamerweise fiel mir nur ein, daß ich mich mit ihm über Aale unterhalten hatte; er war sehr interessiert, von mir Einzelheiten über die Lebensweise des Aals zu erfahren. Aber wann und wo? Ich las, daß der junge Mann Clark Jackson hieß, des Mordes angeklagt war und daß er der Polizei gegenüber behauptete, von einem Mann in einer schwarzen Limousine mitgenommen worden zu sein.

Und ganz plötzlich erwachte die Erinnerung an die verlorenen Stunden. *Ich* hatte den jungen Mann mit nach Drymouth genommen und mich dort von ihm verabschiedet; dann war ich zurück zur Wohnung gegangen, dann zum Bahnhof, dann überquerte ich die Straße, um Zigaretten zu kaufen – ich entsann mich jetzt sogar des Lastwagens –, aber dann setzte mein

Erinnerungsvermögen noch immer aus, bis zu dem Augenblick, als ich im Krankenhaus erwachte. Ich las den Artikel noch einmal durch. Der Prozeß hatte vor über einem Jahr stattgefunden, der Fall war fast vergessen.

Ich ließ mir die Zeitungen kommen, in denen der Prozeß beschrieben war, dann ging ich zu dem Verteidiger Marshall und erfuhr, daß der unglückliche junge Mann im Gefängnis an einer Lungenentzündung gestorben war. Wenn es nun auch zu spät war, um das ihm zugefügte Unrecht wiedergutzumachen, so sollte doch wenigstens seinem Andenken Gerechtigkeit widerfahren. Ich ging mit Mr. Marshall zur Polizei. Die Staatsanwaltschaft beschäftigt sich jetzt mit dem Fall; Mr. Marshall nimmt an, daß er an den Minister des Inneren weitergeleitet werden wird.

Marshall wird Ihnen selbstverständlich einen genauen Bericht abgeben, aber ich bestand darauf, Ihnen zunächst persönlich Bescheid zu sagen. Ich werde mein Schuldgefühl Ihnen gegenüber niemals verlieren, obwohl ich im Grunde genommen unsc

der Treppe, dann stand ihm Hester gegenüber. Ihr tragisch-vorwurfsvoller Blick war ihm unbegreiflich.

»Warum mußten Sie nur kommen?« flüsterte sie.

Er sah sie hilflos an.

»Ich verstehe Sie nicht. Liegt Ihnen denn nichts daran, daß der Name Ihres Bruders gereinigt werden soll? Legen Sie keinen Wert auf Gerechtigkeit?«

»Gerechtigkeit …«, wiederholte sie verächtlich. »Was hat Clark jetzt noch davon? Er ist tot. Es kommt auf *uns* an, nicht auf ihn.«

»Was soll das heißen?«

»Es kommt nicht auf die Schuldigen an – nur auf die Unschuldigen.« Sie preßte ihre Finger in seinen Arm. »Auf *uns* kommt es an. Begreifen Sie wirklich nicht, was Sie uns angetan haben?«

Er starrte sie verständnislos an.

Ein Mann kam über den dunklen Gartenpfad.

»Dr.

»Ich möchte wirklich nicht – ich könnte es nicht ertragen, Vater.«

»Donald muß nach diesem Gespräch den Eindruck haben, daß wir die Nachricht als schlecht empfinden, aber das stimmt nicht.

Du weißt genau, daß wir sehr glücklich darüber sind, Hester … sehr glücklich.«

»Wir werden es jedenfalls behaupten, nicht wahr?«

»Kind, Kind …«, mahnte Leo vorwurfsvoll.

»Micky ist am Apparat«, meldete Gwenda. Leo nahm ihr den Hörer aus der Hand und sprach mit seinem Sohn. Micky reagierte ganz anders auf die Nachricht als Mary Durrant. Er war weder ungläubig noch besonders erstaunt darüber.

»Donnerwetter«, sagte Micky, »nach so langer Zeit? Der fehlende Zeuge! Der arme Clark hat wirklich Pech gehabt.« Und dann: »Ja, ich bin ganz deiner Meinung, wir sollten alle möglichst schnell zusammenkommen und Marshall bitten, uns zu beraten.« Micky lachte kurz auf. Schon als kleiner Junge hat er oft so abrupt gelacht, dachte Leo. »*Wer von uns war der Täter?* Wollen wir eine Wette abschließen?«

Leo legte entrüstet den Hörer auf.

Auf Gwendas Frage wiederholte er, was Micky gesagt hatte.

»Ein sehr alberner Witz«, meinte Gwenda mißbilligend. Leo sah sie von der Seite an. »Vielleicht war es kein Witz«, sagte er leise.

Mary Durrant ging durch das Zimmer, hob ein paar Blumenblätter auf und tat sie sorgfältig in den Papierkorb. Sie war siebenundzwanzig Jahre alt, groß, schlank und ruhig, und trotz der Glätte ihres Gesichts wirkte sie eher

älter, wie ein reifer, überlegener Mensch. Sie war keine strahlende Schönheit, aber eine gutaussehende Frau. Sie besaß regelmäßige Züge, einen frischen Teint, lebhafte blaue Augen und blondes Haar; sie trug einen Knoten, nicht etwa, weil dieser Stil zufällig modern war, sondern weil sie ihre persönliche Note der augenblicklichen Mode vorzog. Mary Durrant wirkte ebenso gepflegt und ordentlich wie ihr Haus. Schmutz und Unordnung waren ihr verhaßt.

Der Mann im Rollstuhl beobachtete sie spöttisch, während sie die Blumenblätter auflas.

»Bei dir muß alles seine Ordnung haben«, bemerkte er spitz, aber Mary Durrant ließ sich nicht aus der Ruhe bringen.

»Dir würde es auch nicht gefallen, in einem unordentlichen Haus zu leben, Philip«, erwiderte sie freundlich.

»Wenigstens habe ich keine Gelegenheit, es in Unordnung zu bringen«, stellte ihr Mann mit einer leichten Spur von Bitterkeit fest.

Philip Durrant war kurz nach ihrer Hochzeit an spinaler Kinderlähmung erkrankt, und für Mary war der geliebte Mann nun auch zu ihrem Kind geworden. Philip fühlte sich oft von ihrer übergroßen Liebe und Fürsorge bedrückt; seine Frau begriff nicht, daß er darunter leiden mußte, von ihr abhängig zu sein.

»Ich muß schon sagen – die Sache ist phantastisch. Ich bewundere deine Ruhe«, sagte Philip.

»Wahrscheinlich habe ich es noch gar nicht ganz in mich aufgenommen; zuerst dachte ich, daß Vater einen Scherz machen wollte. Wenn Hester es mir erzählt hätte, würde ich annehmen, daß sie sich die ganze Geschichte ausgedacht hat – du kennst sie ja.«

Philip Durrants Ausdruck wurde etwas weicher, als er sagte:

»Ein ungestümes, leidenschaftliches Geschöpf … wenn man, wie Hester, Katastrophen erwartet, müssen sie sich ereignen.«

Mary ging nicht auf diese Feststellung ein; der Charakter anderer war ihr uninteressant.

»Ob es wirklich stimmt? Vielleicht bildet dieser Mann sich das Ganze nur ein.«

»Das glaube ich kaum«, erwiderte Philip, »jedenfalls scheint Andrew Marshall die Angelegenheit ernst zu nehmen, und ich kann mir nicht vorstellen, daß sich ein so erfahrener Anwalt täuscht.«

»Welche Folgen wird diese Sache haben?« fragte Mary stirnrunzelnd.

»Clarks Unschuld wird bewiesen werden.«

»Das wäre jedenfalls sehr erfreulich«, sagte Mary mit einem leichten Seufzer.

Philip lachte bitter.

»Polly, du bist urkomisch!«

Polly war sein Kosename für seine Frau. Nur er nannte sie so.

Sie sah ihn erstaunt an.

»Ich weiß wirklich nicht, warum du mich so komisch findest.«

»Macht nichts – ›*wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen* …‹.«

»Ist es vielleicht nicht erfreulich, daß wir nun keinen Mörder in der Familie haben?« fragte Mary gereizt. »Mich hat es jedenfalls sehr bedrückt – die Neugier und die Anteilnahme der Leute –, ich fand das alles entsetzlich.«

»Du wußtest dich zu wehren«, stellte Philip fest. »Ein Blick deiner kalten blauen Augen genügte, um die Leute zu Eis erstarren und sich ihrer Neugier schämen zu lassen. Wundervoll, wie du es verstehst, deine Gefühle zu verbergen.«

»Ich habe sehr darunter gelitten, aber dann starb Clark, und damit war der Fall erledigt«, sagte Mary Durrant. »Und jetzt wird natürlich alles wieder aufgerührt werden – sehr peinlich!«

»Ja«, meinte Philip Durrant nachdenklich; dann schloß er die Augen und versuchte mit schmerzverzerrtem Gesicht die rechte Schulter in die Höhe zu ziehen. Seine Frau kam sofort zu ihm.

»Hast du Schmerzen?« fragte sie besorgt. »Komm, ich schiebe dir ein Kissen unter den Rücken.«

»Du hättest Krankenschwester werden sollen«, brummte Philip.

»Ich habe nicht die geringste Lust, andere Leute zu pflegen – nur dich«, sagte Mary schlicht und herzlich.

Das Telefon läutete; Mary nahm den Hörer ab.

»Hallo! – Ach du bist es, Micky … ja, Vater hat uns angerufen, wir wissen Bescheid … ja natürlich. Philip sagt, es muß stimmen, wenn die Anwälte der gleichen Meinung sind … Warum bist du so aufgeregt, Micky … ich versteh' dich nicht

… Hallo, Hallo! …« Sie runzelte ärgerlich die Stirn. »Er hat abgehängt.« Sie legte den Hörer auf. »Ich kann Micky wirklich nicht begreifen, Philip.«

»Was hat er gesagt?«

»Daß ich begriffsstutzig bin, daß ich nicht an die Folgen denke, daß wir in Teufels Küche kommen können. Aber warum? Ich verstehe ihn nicht!«

»Er hat recht«, sagte Philip nach kurzem Überlegen. »Gewisse Folgen werden unvermeidlich sein.«

Mary machte einen leicht irritierten Eindruck.

»Du glaubst, daß das Interesse an dem Fall wieder aufflackern wird, nicht wahr? Ich bin natürlich froh, daß Clarks Unschuld bewiesen ist, aber es wäre mir sehr peinlich, wenn die Leute wieder die Köpfe zusammenstecken und darüber tratschen würden.«

»Das wäre noch nicht das Schlimmste.«

Sie sah ihn fragend an.

»Auch die Polizei wird sich wieder für den Fall interessieren.«

»Die Polizei?« fragte Mary scharf. »Was hat die Polizei damit zu tun?«

»Denk doch mal nach, Kind … jetzt zählt der Fall wieder zu den ungeklärten Verbrechen«, erläuterte Philip.

»Was, nachdem sie den armen Clark zu Unrecht verurteilt haben, wollen sie den Fall nun noch einmal aufnehmen?«

»Vielleicht wollen sie es nicht, aber es wird Ihnen nichts anderes übrigbleiben, als ihre Pflicht zu tun.«

»Ich bin davon überzeugt, daß du dich irrst, Philip. Die Sache wird zunächst einmal etwas Aufsehen erregen, aber die Aufregung hält bestimmt nicht lange an.«

»Und dann leben wir wieder herrlich und in Freuden«, sagte Philip ironisch.

»Warum nicht?«

Er schüttelte den Kopf. »So einfach ist es leider nicht. Dein Vater hat recht. Wir müssen sobald wie möglich eine Zusammenkunft der Familie mit Mr. Marshall arrangieren.«

Calgary aß im Hotel in Drymouth früh zu Abend, dann ging er auf sein Zimmer. Der Besuch im Sonneneck hatte ihn tief erschüttert. Er war auf eine schwere Aufgabe gefaßt gewesen, zu deren Ausführung er sich nur mit größter Willenskraft durchgerungen hatte. Jedoch war er auf Schwierigkeiten und Probleme gestoßen, die er nicht erwartet hatte. Er warf sich auf sein Bett und zündete eine Zigarette an, während ihm die Gedanken durch den Kopf rasten.

Am klarsten stand ihm Hesters Gesicht vor Augen, und ihre verächtlichen Worte: »Gerechtigkeit … was hat Clark jetzt noch davon?« klangen ihm noch immer in den Ohren. »Es kommt nicht auf die Schuldigen an – nur auf die Unschuldigen«, sagte sie beim Abschied … »Begreifen Sie wirklich nicht, was Sie uns angetan haben?« Nein, er begriff es nicht.

Und die anderen? Diese Dänin oder Norwegerin, die mit dem schottischen Namen Kirsty angesprochen wurde? Warum war sie so ablehnend, so vorwurfsvoll?

Auch Leo Jacksons betont reservierte Haltung war merkwürdig.

Keine Spur von freudiger Erleichterung. Wäre es nicht die natürliche Reaktion eines Vaters gewesen, zu sagen: »Gott sei Dank, mein Sohn war unschuldig!«

Und seine Sekretärin? Sie hatte sich bemüht, ihm gegenüber freundlich und hilfsbereit zu sein, aber auch ihre Reaktionen waren sonderbar. Er entsann sich, daß sie ihren Arm schützend und tröstend um Jackson legte, als er das Zimmer verließ.

Warum wollte sie ihn trösten? Weil es sich herausgestellt hatte, daß sein Sohn kein Mörder war? Und sicherlich war sie ihm mehr als nur eine Sekretärin, daran

zweifelte er nicht. Doch warum benahmen sich alle diese Menschen auf eine ihm unverständliche, unerklärliche Weise? *Warum?* Das Telefon auf seinem Nachttisch klingelte. Er nahm den Hörer ab.

»Hallo?«

»Dr. Calgary? Ein Herr wünscht Sie zu sprechen.«

»Mich?«

Er war sehr erstaunt, denn niemand wußte, daß er die Nacht in Drymouth verbrachte.

»Wer ist der Herr?«

»Ein Mr. Jackson«, sagte die Telefonistin nach einer kurzen Pause.

»Bitte sagen Sie ihm, daß ich …« Arthur Calgary unterbrach sich. Nein – er würde nicht hinuntergehen, denn da Leo Jackson ihm nach Drymouth gefolgt war und herausgefunden hatte, wo er sich aufhielt, mußte er ihm etwas Wichtiges mitzuteilen haben; die überfüllte Hotelhalle eignete sich kaum für Diskussionen privater Natur.

»Bitten Sie ihn, in mein Zimmer zu kommen«, sagte Calgary.

Er stand auf und ging im Zimmer auf und ab, bis er ein Klopfen hörte.

Er öffnete die Tür.

»Bitte treten Sie ein, Mr. Jackson …«

Erstaunt trat er einen Schritt zurück, denn vor ihm stand nicht Leo Jackson, sondern ein junger Mann Anfang der Zwanzig, dessen hübsches, dunkles Gesicht verärgert wirkte.

»Mich haben Sie wohl nicht erwartet? Ich bin Michael Jackson.«

Calgary schloß die Tür, bat seinen Besucher, Platz zu nehmen, und bot ihm eine Zigarette an. Dann fragte er: »Woher wußten Sie, daß ich hier bin?«

»Das war ganz einfach«, erklärte Michael Jackson mit einem unangenehmen Lachen. »Ich hab' bei den beiden besten Hotels der Stadt angerufen, und beim zweitenmal hatte ich Glück …«

»Und warum wollen Sie mich sprechen?«

»Ich wollte Sie kennenlernen«, sagte Michael Jackson langsam und betrachtete Calgary aufmerksam. »Sie waren, wie ich hörte, ein Mitglied der Südpolexpedition? Sie sehen allerdings nicht sehr kräftig aus.«

Arthur Calgary lächelte.

»Der Schein trügt oft«, erwiderte er. »Ich bin sehr widerstandsfähig, außerdem kommt es nicht nur auf starke Muskeln an – Ausdauer, Geduld und technische Erfahrungen sind ebenso wichtig.«

»Wie alt sind Sie? Fünfundvierzig?«

»Achtunddreißig.«

»Sie sehen älter aus.«

»Schon möglich.« Er seufzte und warf einen traurigen Blick auf den kräftigen jungen Mann, der ihm gegenübersaß.

»Warum wollen Sie mich sprechen?« fragte er dann.

»Das können Sie sich doch denken«, erwiderte Michael Jackson brüsk. »Es handelt sich um meinen armen verstorbenen Bruder.«

Calgary antwortete nicht.

Michael Jackson fuhr fort: »Ihre Aussagen können ihm nun nicht mehr nützen. Warum sind Sie erst jetzt mit der Wahrheit herausgerückt? Hatten Sie wirklich eine Gehirnerschütterung?«

Calgary erklärte ihm geduldig die Zusammenhänge. Sonderbarerweise gefiel ihm die rauhe Art des jungen Burschen, der immerhin etwas für seinen unglücklichen Bruder zu empfinden schien.

»Auf diese Weise hat Clark ein einwandfreies Alibi, nicht wahr? Aber sind Sie ganz sicher, daß Ihre Zeitangaben stimmen? Wissenschaftler sind oft etwas geistesabwesend.«

»Sie irren sich, mein Lieber, wenn Sie mich für einen zerstreuten Professor halten. Sie können sich darauf verlassen, daß meine Zeitangaben korrekt sind. Ich habe Ihren Bruder kurz vor sieben mitgenommen, und er ist fünf Minuten nach halb acht in Drymouth aus meinem Auto gestiegen.«

»Ihre Armbanduhr oder die Uhr in Ihrem Auto könnten falsch gegangen sein.«

»Beide Uhren gingen richtig und stimmten genau überein.«

»Vielleicht hat Sie Clark an der Nase herumgeführt; er hat den Leuten ja immer gern Streiche gespielt.«

»Von Streichen konnte keine Rede sein. Warum wollen Sie mir unbedingt einreden, daß ich mich irre? Ich habe erwartet, es würde nicht leicht sein, die Behörden davon zu überzeugen, daß sie einen Mann zu Unrecht verurteilt haben; auf die Ungläubigkeit seiner Familie allerdings war ich nicht gefaßt.«

»Sie fanden es also nicht leicht, uns zu überzeugen?«

»Die Reaktion der Familie erschien mir ziemlich – sonderbar.«

Micky sah ihn prüfend an.

»Wollten sie Ihnen nicht glauben?«

»Ich hatte fast den Eindruck.«

»Und sie hatten recht! Es ist auch letzten Endes ganz natürlich.«

»Natürlich? Das verstehe ich nicht. Ihre Mutter wurde ermordet, Ihr Bruder des Verbrechens bezichtigt und verurteilt. Jetzt stellt es sich heraus, daß er unschuldig war. Sie sollten dankbar und glücklich sein – er war Ihr eigener Bruder!«

»Er war nicht mein Bruder, und sie war nacht meine Mutter«, sagte Micky.

»Was??«

»Wußten Sie das nicht? Wir alle wurden adoptiert, Mary, meine älteste ›Schwester‹, in New York, wir anderen während des Krieges in England. Meine ›Mutter‹ konnte keine Kinder kriegen, deshalb hat sie sich eine nette kleine Familie durch Adoption zugelegt – Mary, Tina, Clark, Hester und mich. Wir hatten ein behagliches, elegantes Heim, mit einer gehörigen Portion Mutterliebe. Ich glaube, sie vergaß schließlich völlig, daß wir nicht ihre leiblichen Kinder waren. Nur mit Clark hat sie Pech gehabt.«

»Davon hatte ich keine Ahnung«, sagte Calgary.

»Mein sogenannter Bruder Clark war ein Schuft.«

»Aber kein Mörder«, bemerkte Calgary nachdrücklich.

Micky sah ihn an und nickte.

»Sie bleiben also dabei – Clark hat sie nicht ermordet. Aber *wer hat sie umgebracht'?* Das haben Sie sich wohl noch nicht überlegt? Bitte denken Sie einmal darüber nach, dann wird Ihnen klarwerden, was Sie uns allen antun.«

Er drehte sich plötzlich um und verließ das Zimmer.

4

»Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie mich nochmals empfangen, Mr. Marshall«, sagte Calgary entschuldigend.

»Das ist doch selbstverständlich«, erwiderte der Anwalt höflich.

»Ich nehme an, daß Sie bereits über meinen Besuch bei Clark Jacksons Familie unterrichtet sind.«

»Ja, ich bin im Bilde, Dr. Calgary.«

»Sie werden sich vielleicht wundern, warum ich noch einmal zu Ihnen gekommen bin, aber die Dinge haben sich nicht ganz so entwickelt, wie ich es erwartete …«

»Nein, ich verstehe«, erwiderte der Anwalt. Seine Stimme war ebenso trocken und unbeteiligt wie gewöhnlich, und doch fühlte sich Calgary durch seinen Ton ermutigt, fortzufahren.

»Ich glaubte, daß die ganze Angelegenheit nach meinem Besuch erledigt sein würde. Natürlich war ich auf eine gewisse Verstimmung seitens der Familie vorbereitet – obwohl man mir die Gehirnerschütterung wirklich nicht zum Vorwurf machen kann –, andererseits hoffte ich, daß diese Verstimmung schnell einem Gefühl der Dankbarkeit weichen würde, weil Clark Jacksons guter Name durch mein Erscheinen wiederhergestellt worden ist. Aber ich habe mich gründlich geirrt.«

»Ich verstehe.«

»Waren Sie vielleicht auf etwas Derartiges vorbereitet, Mr. Marshall? Ihr Benehmen bei meinem ersten Besuch hat mach – ehrlich gesagt – ein wenig befremdet. Haben Sie diese Einstellung vorausgesehen?«

»Sie haben mir bisher noch nicht erklärt, was für einer

seine Handlungen übernehmen, und nicht nur für die *Handlungen,* sondern auch für deren *Resultat.* Es war mein Wunsch, etwas gutzumachen, das ich leider nicht rechtzeitig verhindern konnte – es ist mir nicht gelungen. Statt dessen habe ich Menschen neues Leid zugefügt, die bereits schwer gelitten haben. Warum das so ist, verstehe ich allerdings noch immer nicht.«

»Das wäre auch kaum zu erwarten«, erwiderte Marshall. »Sie lebten während der letzten achtzehn Monate von der Außenwelt abgeschnitten; Ihnen sind bisher nur die sachlichen Mitteilungen der Gerichtsberichterstatter bekannt. Die restlichen Tatsachen sind sehr einfach, und ich bin jederzeit bereit, sie Ihnen wiederzugeben. Wir haben uns zunächst die Frage vorzulegen: Falls Clark Jackson das Verbrechen nicht begangen hat – und das scheint nach Ihren Aussagen festzustehen –, *wer hat es begangen?* Damit kommen wir zurück zu den besonderen Umständen des Mordes. Er geschah zwischen sieben und halb acht, an einem Novemberabend, in einem Haus, in dem die Ermordete von ihrer eigenen Familie und Mitgliedern ihres Haushaltes umgeben war. Die Haustür war fest verschlossen, ebenso die Fensterläden. Falls jemand von draußen hereingekommen wäre, härte er im Besitz eines Schlüssels sein müssen – es sei denn, Mrs. Jackson hätte ihn selbst hineingelassen. Der Täter muß also jemand gewesen sein, den sie kannte.

Sie werden nun vielleicht verstehen, warum die Familie eher verstimmt als erfreut war, als Sie ihr diese Nachricht überbrachten.«

»Glauben Sie, es wäre ihnen lieber gewesen, daß Clark Jackson schuldig war?« fragte Calgary nach einer längeren Pause.

»Ja, zweifellos«, erwiderte Marshall. »Es mag zynisch klängen – aber Clark Jacksons Schuld war für die Familie

die ideale Lösung des peinlichen Mordes. Er war ein schwieriges Kind, ein jugendlicher Krimineller, ein Mann mit einem zügellosen Temperament. Die Familie entschuldigte seine Tat sich und anderen gegenüber mit der Begründung, daß er ein pathologischer Fall war – ja, es war eine sehr einleuchtende Erklärung.«

»Und jetzt …« Calgary hielt inne.

»Jetzt stehen sie einer völlig veränderten und vielleicht sogar alarmierenden Sachlage gegenüber«, stellte Marshall fest.

»Wenn ich mich nicht irre, war auch Ihnen mein Erscheinen eher peinlich, nicht wahr?« fragte Calgary scharf.

»Ich gebe zu, daß ich unangenehm überrascht war. Ein Fall, der zufriedenstellend abgeschlossen worden war – ja, ich wiederhole das Wort ›zufriedenstellend‹ –, wird nun wieder eröffnet.«

»Ist das offiziell?« fragte Calgary. »Wird die Polizei den Fall wiederaufnehmen?«

»Zweifellos«, erwiderte Marshall. »Die Polizei betrachtete den Fall als abgeschlossen, nachdem Clark Jackson beim Prozeß für schuldig befunden worden war. Die Geschworenen waren schon nach vierzehn Minuten zu ihrem Beschluß gelangt. Aber da er jetzt, nach seinem Tode, begnadigt werden soll, wird der Fall selbstverständlich wiederaufgenommen.«

»Wird die Polizei neue Untersuchungen anstellen?«

»Das erscheint mir unvermeidlich«, sagte Marshall. »Ob die Untersuchungen allerdings nach dieser langen Zeit und in diesem besonderen Fall irgendwelche Ergebnisse zeitigen werden, ist mehr als fraglich. Sie mögen vermuten, daß jemand im Haus schuldig ist, sie mögen eine bestimmte Person in Verdacht haben, aber es wird

ihnen schwerfallen, ihren Verdacht zu beweisen.«

»Ja-ja, jetzt verstehe ich endlich, was sie meinte«, sagte Calgary.

»Von wem sprechen Sie?« fragte der Anwalt.

»Von Hester Jackson.«

»Von Hester? Was hat sie zu Ihnen gesagt?« fragte Marshall neugierig.

»Sie erwähnte die Unschuldigen«, erwiderte Calgary. »Sie sagte, es käme nicht auf die Schuldigen an, sondern auf die Unschuldigen. Jetzt weiß ich, was sie meinte – daß nun wieder die ganze Familie unter Verdacht steht, und …«

Marshall unterbrach ihn. »Von ›wieder‹ kann gar keine Rede sein. Die Familie hat niemals unter Verdacht gestanden, weil man sofort annahm, daß Clark Jackson der Täter war.«

»Jedenfalls ist es unvermeidlich, daß die Familie jetzt verdächtigt wird«, sagte Calgary ungeduldig. »Ein Mitglied der Familie mag schuldig sein, aber die anderen wissen nicht, welches. Sie werden sich gegenseitig ansehen und sich fragen … ja, das ist das schlimmste, das gegenseitige Mißtrauen.«

Marshall räusperte sich.

»Lassen Sie Ihrer Phantasie nicht etwas zu freien Lauf?«

»Nein, ich glaube nicht«, erwiderte Calgary, »bitte nehmen Sie es mir nicht übel, aber ich sehe diese Dinge vielleicht klarer als Sie. Die Unschuldigen dürfen nicht leiden, und aus diesem Grund bin ich zu Ihnen gekommen, Mr. Marshall. Ich möchte Sie bitten, mir die Vorgeschichte der Jacksons zu erzählen. Denn ich möchte der Familie helfen.«

»Das will ich gern tun, es ist durchaus kein Geheimnis«,

entgegnete Marshall in einem etwas ermutigenderen Ton. »Ich kann Sie mit allen Tatsachen vertraut machen, die Sie zu wissen wünschen. Darüber hinaus vermag ich Ihnen jedoch nichts zu sagen, da ich mit keinem Familienmitglied persönlich befreundet war. Ich bin nichts als der langjährige Rechtsberater von Mrs. Jackson gewesen, die ich recht gut kannte; auch Mr. Jackson war mir bekannt. Dagegen konnte ich mir über die Atmosphäre im Sonneneck kein eigenes Urteil bilden. Temperament und Charakter der übrigen, Hausbewohner sind mir nur aus zweiter Hand bekannt – aus Mrs. Jacksons Beschreibungen.«

»Das verstehe ich sehr gut, aber ich muß irgendwo einen Anfang machen«, sagte Calgary. »Stimmt es, daß alle Kinder adoptiert worden sind?«

»Ja, das stimmt. Mrs. Rachel Jackson war eine geborene Konstam, die einzige Tochter des schwerreichen Mr. Rudolph Konstam. Ihre Mutter, eine Amerikanerin, war ebenfalls eine sehr reiche Frau. Rudolph Konstam war als Philanthrop bekannt, und seine Tochter interessierte sich seit ihrer frühesten Jugend für seine wohltätigen Stiftungen. Er und seine Frau kamen bei einem Flugzeugunglück ums Leben; Rachel verwandte das große Vermögen, das sie ererbt hatte, hauptsächlich dazu, die philanthropischen Unternehmungen ihres Vaters fortzuführen. Sie betätigte sich persönlich in einigen der Heime, und bei dieser Gelegenheit lernte sie Leo Jackson kennen, der damals Dozent in Oxford war und sich besonders für soziale Reformen einsetzte. Die große Tragödie in Mrs. Jacksons Leben war, daß sie keine Kinder haben konnte, und wie so vielen Frauen gelang es ihr nicht, sich darüber hinwegzusetzen. Nachdem ihr von mehreren berühmten Spezialisten versichert worden war, daß sie niemals Mutter werden könne, entschloß sie sich,

ein Kind aus einem Armenviertel in New York zu adoptieren – und zwar die jetzige Mrs. Durrant. Außerdem betätigte sich Mrs. Jackson weiter als Helferin in ihren eigenen Stiftungen – fast ausschließlich in Kinderheimen. Bei Ausbruch des Krieges, im Jahre 1939, gründete sie, mit Genehmigung der Behörden, ein Kriegskinderheim; zu diesem Zweck kaufte sie Haus Sonneneck.«

»Damals Schlangennest genannt«, sagte Calgary.

»Ja, so hieß es ursprünglich, soviel ich weiß, und rückblickend möchte man fast feststellen, daß es der geeignetere Name war.

Im Jahre 1940 nahm sie sechzehn Kinder auf, die zum großen Teil aus unglücklichen Verhältnissen stammten oder aus irgendeinem Grund nicht mit den Eltern evakuiert werden konnten.

Diese Kinder wurden mit allem erdenklichen Luxus umgeben und derart verwöhnt, *daß* ich mich veranlaßt sah, Mrs. Jackson darauf hinzuweisen, es werde den Kindern nach mehreren Kriegsjahren sehr schwerfallen, sich wieder an ihre eigenen, bescheidenen Verhältnisse zu gewöhnen. Meine Warnung wurde nicht beachtet. Mrs. Jackson liebte die Kinder von ganzem Herzen, und sie beschloß, die Waisen und die Kinder, die aus einem besonders ärmlichen Heim stammten, zu adoptieren.

So entstand ihre fünfköpfige Familie: Mary, die jetzt mit Philip Durrant verheiratet ist, Michael, der eine Stellung in Drymouth hat, Tina, ein Halbblut, Hester und natürlich Clark. Die heranwachsenden Kinder betrachteten die Jacksons als ihre Eltern.

Sie wurden in die besten Schulen geschickt, und sie genossen alle Vorteile, die ihnen eine gute Erziehung und eine ideale Umgebung für ihr Leben mitgeben konnte. Clark war von Anfang an schwierig. Er wurde relegiert,

nachdem er in der Schule Geld gestohlen hatte; und später, auf der Universität, passierte das gleiche. Zweimal wäre er um ein Haar ins Gefängnis gekommen, und er besaß schon immer ein zügelloses Temperament. Die Jacksons kamen zweimal für Unterschlagungen auf, die er begangen hatte, und zweimal finanzierten sie ihm geschäftliche Unternehmungen, die jedoch beide mit einem Bankrott endeten. Nach seinem Tode setzten sie seiner Witwe eine Monatsrente aus, die sie noch immer erhält.«

Calgary beugte sich erstaunt vor.

»Seine Witwe? Ich hatte keine Ahnung, daß er verheiratet war.«

»Das hätte ich natürlich gleich erwähnen sollen«, sagte der Anwalt entschuldigend. »Ich vergaß ganz, daß Sie das ja gar nicht wissen können. Übrigens wußte seine Familie auch nicht, daß er verheiratet war, aber als seine Frau, gleich nach Clarks Verhaftung, verzweifelt im Sonneneck erschien, wurde sie von Mr. Jackson freundlich empfangen. Die junge Frau war vor ihrer Heirat Eintänzerin im ›Palais de Danse‹ in Drymouth gewesen; wenige Wochen nach Clarks Tod heiratete sie einen Elektrotechniker – sie leben heute in Drymouth.«

»Ich muß sie unbedingt sprechen; können Sie mir die Adresse geben?« fragte Calgary.

»Selbstverständlich; ich hätte Sie wirklich sofort von ihrer Existenz informieren sollen, aber sie war ein so unwichtiger Faktor, selbst die Zeitungen wußten nicht viel über sie zu schreiben.

Sie besuchte ihren Mann nicht einmal im Gefängnis und zeigte keinerlei Interesse an seinem Schicksal.«

Calgary war sehr nachdenklich geworden. Schließlich fragte er:

»Können Sie mir genau sagen, wer am Abend des

Mordes im Sonneneck war?« Marshall sah ihn scharf an.

»Leo Jackson und Hester, die jüngste Tochter. Mary Durrant und ihr Mann, der gerade aus dem Krankenhaus kam, waren im Sonneneck zu Besuch. Außerdem war Kirsten Lindstrom da – Sie haben sie wahrscheinlich kennengelernt, sie ist eine schwedische Krankenpflegerin und Masseuse, die ursprünglich als Helferin für das Kriegskinderheim angestellt wurde und auch nach dem Krieg bei den Jacksons geblieben ist. Michael und Tina waren nicht im Haus; Michael ist Autoverkäufer in Drymouth, Tina ist bei der Volksbibliothek in Redmyn angestellt, und sie hat dort eine eigene Wohnung. Miss Smith, Leo Jacksons Sekretärin, war ebenfalls anwesend, jedoch hatte sie das Haus bereits verlassen, als die Leiche gefunden wurde.«

»Ich hatte den Eindruck, daß sie – daß sie sehr an Leo Jackson hängt.«

»Ja, das stimmt; ich glaube, daß die Verlobung bald bekanntgegeben wird.«

»Wirklich?«

»Mr. Jackson war seit dem Tode seiner Frau sehr vereinsamt«, erklärte der Anwalt.

»Das läßt sich denken«, meinte Calgary trocken. Dann fragte er: »Was mag das Motiv zu dem Mord gewesen sein, Mr. Marshall?«

»Darüber kann ich mir leider kein Urteil erlauben.«

»Ich glaube doch; Sie selbst sagten, daß Sie mit allen Tatsachen vertraut seien.«

»Niemand hatte einen direkten finanziellen Nutzen zu erwarten. Mrs. Jackson hatte den Hauptteil ihres Vermögens in mehrere Fonds aufgeteilt, die alle für ihre Kinder bestimmt sind und von drei Treuhändern verwaltet

werden. Ich selbst bin einer dieser Treuhänder, der zweite ist Leo Jackson, und der dritte ist ein amerikanischer Rechtsanwalt, ein entfernter Verwandter von Mrs. Jackson.«

»Hat Mrs. Jackson ihrem Mann nicht einen Teil ihres Vermögens hinterlassen?«

»Wie ich Ihnen bereits sagte, hat sie den größten Teil ihres Besitzes in Fonds aufgeteilt; sie vermachte ihrem Mann den Rest ihres Vermögens, aber das war nicht sehr viel.«

»Und Miss Lindstrom?«

»Mrs. Jackson setzte ihr eine beträchtliche Jahresrente aus; diese Bestimmung war schon vor Jahren getroffen worden. Nein, Ihre Frage nach einem Motiv kann ich wirklich nicht beantworten«, fügte Marshall hinzu, »jedenfalls war es nicht finanzieller Art.«

»Könnte es gefühlsmäßig bedingt gewesen sein? Gab es innerhalb der Familie oft Unstimmigkeiten?«

»In diesem Punkt kann ich Ihnen leider gar nicht helfen«, erklärte Marshall. »Ich hatte nie Gelegenheit, das Familienleben zu beobachten.«

»Wer könnte mir darüber Auskunft geben?«

Marshall überlegte einen Augenblick, dann sagte er zögernd:

»Vielleicht sollten Sie sich mit dem dortigen Arzt in Verbindung setzen, er heißt, glaube ich, Dr. MacMaster. Er hat sich zwar inzwischen zur Ruhe gesetzt, aber er wohnt noch in der Gegend.

Er war während des Krieges Arzt im Kinderheim und muß über das Leben und Treiben im Sonneneck Bescheid wissen.

Ich kann Ihnen natürlich nicht versprechen, daß er bereit

sein wird, Ihnen zu helfen … außerdem begreife ich nicht recht, wozu Sie sich die Mühe machen. Glauben Sie wirklich, daß Sie mehr erreichen können als die Polizei?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Calgary. »Wahrscheinlich nicht, ich weiß nur das eine: Ich muß es versuchen.«

5

Kriminaloberkommissar Finney bemühte sich vergeblich, die Augenbrauen bis zu seinem ergrauten Haaransatz hinaufzuziehen. Er schaute zur Decke empor, dann fiel sein Blick wieder auf die Akten auf seinem Schreibtisch.

»Es spottet jeder Beschreibung«, sagte er schließlich.

»Sehr richtig, Sir«, erwiderte der junge Mann, dessen Aufgabe es war, dem Kommissar die gewünschten Antworten zu geben.

»Verfluchte Geschichte«, zischte Finney und trommelte mit den Fingern auf die Schreibtischplatte. »Ist Inspektor Huish da?«

»Jawohl, er ist vor fünf Minuten gekommen.«

»Gut, schicken Sie ihn herein«, verlangte der Kommissar.

Inspektor Huish war ein großer, etwas melancholisch aussehender Mann. Niemand sah ihm an, daß er oft witzig und amüsant war und eine ganze Gesellschaft bei guter Laune erhalten konnte.

»Morgen, Huish«, brummte der Oberkommissar. »Schöne Bescherung – was halten Sie davon?«

Inspektor Huish ließ sich schweratmend auf den ihm angebotenen Stuhl fallen.

»Nach den Aussagen dieses Dr. Calgary zu schließen, müssen wir vor zwei Jahren einen Fehler gemacht haben« erwiderte er.

»Es scheint so – aber vielleicht ist er ein zerstreuter Professor, der die Zeiten nicht so genau im Kopf hat«, bemerkte der Kommissar hoffnungsvoll.

»Das glaube ich leider nicht«, meinte Huish. »Jedenfalls nimmt die Staatsanwaltschaft seine Aussagen sehr ernst.«

»Dann bleibt uns nichts anderes übrig, als dasselbe zu tun«, sagte der Kommissar unmutig. »Es läuft also darauf hinaus, daß wir den Fall wieder aufnehmen müssen. Haben Sie die Gerichtsakten mitgebracht?«

»Ja.«

Der Inspektor breitete die verschiedenen Dokumente auf dem Tisch aus.

»Haben Sie die Akten noch einmal durchgelesen?« fragte der Kommissar.

»Ja, ich habe sie gestern abend nochmals genau studiert. Ich fürchte, daß wir noch einmal ganz von vorne anfangen müssen, Sir, obwohl uns der Fall seinerzeit völlig klar und eindeutig erschien.«

»Bitte glauben Sie nur nicht, daß ich Ihnen Vorwürfe mache, auch ich hielt den Fall damals für geklärt«, sagte Kommissar Finney.

»Wir hätten auch kaum zu einem anderen Schluß kommen können«, meinte Huish nachdenklich. »Als wir von dem Mord hörten, erfuhren wir, daß der junge Mann seine Mutter bedroht hatte. Auf dem Feuerhaken und auf den Geldscheinen entdeckte man seine Fingerabdrücke. Als wir ihn verhafteten, fanden wir das Geld noch in seiner Tasche.«

»Was für einen Eindruck hat er damals auf Sie gemacht?«

Huish überlegte einen Augenblick.

»Einen schlechten«, erwiderte er schließlich. »Zu frech, zu selbstsicher, und er hatte sein Alibi bis auf die Minute parat. Sein Benehmen war herausfordernd, und wie viele Verbrecher, kam er sich sehr klug vor. Zweifellos ein

übler Bursche.«

»Hm, das ging auch aus seiner Vorgeschichte hervor, aber waren Sie fest davon überzeugt, daß er ein Mörder war?«

»Davon kann man niemals fest überzeugt sein«, meinte der Inspektor. »Meiner Ansicht nach war Clark Jackson der Typ, der sich leicht zu einem Mörder entwickeln kann.«

»In diesem Fall scheinen wir uns geirrt zu haben«, stellte der Kommissar fest. »Aber wer *hat* sie getötet?«

»Wer weiß, ob wir das jemals ergründen werden«, sagte Inspektor Huish mit einem tiefen Seufzer.

»Sie halten es also für besonders schwierig?«

»Ja, da alle Spuren längst verwischt sind, wird es schwer sein, Beweise zu finden; außerdem war auch damals nicht sehr viel Beweismaterial vorhanden.«

»Glauben Sie, daß es einer der Bewohner des Sonnenecks war oder jedenfalls jemand, der ihnen nahestand?«

»Ich kann es mir nicht anders vorstellen«, erwiderte der Inspektor. »Der Mörder muß sich entweder bereits im Haus befunden haben, oder er muß von Mrs. Jackson selbst hineingelassen worden sein. Bei den Jacksons gab es keine unverschlossenen Türen; nachdem in der Nachbarschaft einige Einbrüche verübt worden waren, brachten sie überall Riegel und Sicherheitsschlösser an.« Huish machte eine kurze Pause, dann fuhr er fort: »Leider haben wir uns damals nicht weiter umgesehen, da Clark Jacksons Schuld anscheinend feststand; jetzt erkennen wir deutlich, daß der Mörder daraus Nutzen zog.«

»Sie meinen, er machte sich die Tatsache zunutze, daß Clark im Haus gewesen war und Drohungen gegen seine

Mutter ausgestoßen hatte?«

»Ja. Der Täter brauchte nichts zu tun, als das Zimmer zu betreten, den Feuerhaken, den Clark hingeworfen hatte, in die behandschuhte Hand zu nehmen, sich dem Schreibtisch zu nähern, an dem Mrs. Jackson saß und schrieb, und sie zu erschlagen.«

»Aber warum?« fragte Finney.

»Das fragen wir uns auch, und das müssen wir herausfinden«, erwiderte der Inspektor. »Unsere größte Schwierigkeit ist das Fehlen eines Motivs.«

»Wir stellten damals fest, daß Mrs. Jackson, wie viele reiche Leute, ihre Kinder bereits zu ihren Lebzeiten bedachte, um die Erbschaftssteuer zu vermeiden. Diese Trusts sind, wie Sie wissen, durchaus legal. Es steht fest, daß keines der Kinder nach dem Tode der Mutter weitere Zahlungen zu erwarten hatte.«

Nach einer kurzen Pause fuhr der Oberkommissar fort: »Mrs. Jackson war weder herrschsüchtig noch geizig. Ihre Kinder waren niemals knapp bei Kasse, und sie stellte ihnen allen Kapital zur Verfügung, damit sie sich eine Existenz aufbauen könnten.«

»Stimmt, und niemand schien ein Interesse daran zu haben, Mrs. Jackson aus dem Weg zu räumen«, sagte Inspektor Huish.

»Allerdings hörte ich kürzlich, daß Mr. Jackson daran denke, sich wieder zu verheiraten, und zwar mit Gwenda Smith, seiner langjährigen Sekretärin.«

»Tatsächlich, das ist interessant«, meinte Kommissar Finney.

»Vielleicht sollten wir in dieser Richtung nach einem Motiv suchen … Halten Sie es für möglich, daß sie bereits zur Zeit des Mordes ein Verhältnis hatten?«

»Nein, das glaube ich kaum«, erwiderte der Inspektor. »Solche Dinge hätten sich bestimmt sehr rasch im Dorf herumgesprochen.«

»Er mag kein Verhältnis mit ihr gehabt haben, sondern nur den glühenden Wunsch, sie zu heiraten«, sagte der Kommissar nachdenklich.

»Möglich – Gwenda Smith ist zwar keine ausgesprochene Schönheit, aber eine sehr reizvolle Frau«, stellte Inspektor Huish fest. »Jedenfalls könnten wir hier nach einem Motiv suchen. Außerdem müssen wir uns auch etwas eingehender mit der schwedischen Hausdame beschäftigen. Vielleicht hatte sie Mrs. Jackson nicht so gern, wie es schien; sie mag aus irgendeinem Grund einen heimlichen Groll gegen sie gehabt haben – wer weiß! Aber auch sie hatte von Mrs. Jacksons Tod keine finanziellen Vorteile zu erwarten, da sie ihr bereits vor langer Zeit eine nicht unbeträchtliche Jahresrente ausgesetzt hatte. Sie macht einen netten, anständigen Eindruck; man würde ihr kaum zutrauen, daß sie imstande wäre, ihre Herrin mit einem Feuerhaken zu erschlagen – aber man kann nie wissen.«

»Könnte es nicht doch ein Außenstehender gewesen sein?« fragte der Kommissar.

»Wir haben keine Spuren gefunden. Die Geldschublade stand offen, und man hatte das Zimmer in Unordnung gebracht, um den Anschein eines Einbruchs zu erwecken.«

»Die Sache mit dem Geld ist mir allerdings völlig unverständlich«, sagte der Kommissar.

»Mir auch«, erwiderte Huish. »Eine der Fünf-Pfund-Noten, die Clark Jackson bei sich hatte, war Mrs. Jackson am gleichen Tag bei der Bank ausgezahlt worden; eine Mrs. Bottleberry hatte ihren Namen auf die Rückseite des Geldscheines geschrieben. Er sagte, seine Mutter habe ihm

das Geld gegeben, aber Mr. Jackson und Gwenda behaupten, daß Mrs. Jackson um sechs Uhr fünfundvierzig in die Bibliothek gekommen sei und erklärt habe, sie weigere sich kategorisch, ihm noch einen Penny zu geben.«

»Jetzt kann man natürlich die Möglichkeit, daß die beiden gelogen haben, nicht mehr ganz ausschalten«, meinte der Kommissar.

»Es wäre allerdings auch denkbar, daß jemand den Streit und Clarks Drohungen mithörte, die günstige Gelegenheit ergriff, das Geld aus der Schublade nahm, Clark nachlief, ihm die Scheine in die Hand drückte und sagte, seine Mutter habe es sich anders überlegt. Auf diese Weise hätte der Täter den Verdacht auf raffinierte Weise auf Clark gelenkt. Natürlich wäre der Betreffende darauf bedacht gewesen, keine Fingerabdrücke auf dem Feuerhaken zu hinterlassen.«

»Diese Theorie erscheint mir höchst unwahrscheinlich«, sagte der Oberkommissar in gereiztem Ton. »Wer war sonst noch an diesem Abend zu Hause? Hester und Miss Lindstrom?«

»Ja, und die älteste Tochter und ihr Mann.«

»Er ist ein Krüppel, nicht wahr? Er kann es also nicht gewesen sein. Welchen Eindruck haben Sie von Mary Durrant?«

»Sie macht einen ruhigen, ausgeglichenen Eindruck, Sir. Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie jemals die Geduld verlieren oder gar in einem Anfall wilder Erregung einen Mord begehen könnte.«

»Und die Dienstboten?« erkundigte sich Kommissar Finney.

»Wohnen nicht im Haus; sie gehen alle spätestens um sechs Uhr fort.«

»Ich möchte mich noch einmal über die genauen Zeiten informieren«, sagte Finney.

Der Inspektor schob ihm die Akten zu.

»Aha … um dreiviertel sieben berichtete Mrs. Jackson ihrem Mann im Beisein von Gwenda Smith von Clarks Drohungen.

Gwenda Smith ging kurz vor sieben nach Hause. Hester Jackson sah ihre Mutter wenige Minuten vor sieben, danach wurde Mrs. Jackson nicht mehr gesehen, bis Miss Lindstrom um halb acht ihre Leiche fand. Hester und Gwenda Smith hätten zwischen sieben und halb acht Gelegenheit gehabt, sie umzubringen.

Miss Lindstrom hätte Mrs. Jackson ermorden können, bevor sie die Leiche ›entdeckte‹. Leo Jackson war von zehn Minuten nach sieben bis halb acht allein in der Bibliothek. Während dieser Zeit hätte er ins Wohnzimmer seiner Frau gehen und sie erschlagen können. Auch Mary Durrant hätte während dieser halben Stunde hinunterkommen und ihre Mutter ums Leben bringen können.« Finney fügte nachdenklich hinzu: »Und außerdem mochte Mrs. Jackson selbst während dieser Zeit dem Mörder die Haustür geöffnet haben. Sie werden sich an Leo Jacksons Aussage erinnern – er behauptete, Klingeln und das Öffnen und Schließen der Haustür gehört zu haben, jedoch konnte er sich nicht an die genaue Zeit erinnern. Wir nahmen an, daß es Clark war, der um diese Zeit zurückkehrte und seine Mutter ermordete.«

»Er hätte nicht zu läuten brauchen, da er, wie alle anderen, einen Hausschlüssel besaß«, bemerkte Huish.

»Was wissen wir über Michael – den anderen Bruder?«

»Er lebt in Drymouth und ist Autoverkäufer.«

»Bitte versuchen Sie festzustellen, wo er an diesem Abend war«, sagte der Oberkommissar.

»Nach zwei Jahren? Kaum anzunehmen, daß sich irgend jemand erinnern wird«, erwiderte Inspektor Huish.

»Ist er damals verhört worden?«

»Ja; er sagte, er habe eine Probefahrt im Wagen eines Kunden gemacht, aber da auch er einen Hausschlüssel besaß, wäre es technisch möglich gewesen, daß er Mrs. Jackson ermordet hat.«

Der Oberkommissar seufzte.

»Ich weiß wirklich nicht, wie Sie diesen Fall anpacken wollen, Inspektor. Ich fürchte, daß wir nicht viel erreichen werden.«

»Ich werde alles daransetzen, herauszufinden, wer sie ermordet hat«, erklärte Huish, »selbst wenn ich nicht genügend Beweismaterial erbringen kann, um den Staatsanwalt zu befriedigen.«

6

Im Odeon-Palast verlöschten die Lichter langsam, und die Reklamen begannen über die Leinwand zu huschen. Die Platzanweiserinnen wanderten durch die Gänge und boten Eis und Limonade zum Verkauf an. Arthur Calgary beobachtete sie aufmerksam; er sah ein rundliches Mädchen mit braunem Haar, eine große Schwarzhaarige und die kleine Blonde, derentwegen er gekommen war. Clarks Frau, oder vielmehr seine Witwe, war jetzt mit einem Mann namens Joe Clegg verheiratet. Calgary kaufte ihr eine Portion Eis ab und betrachtete dabei ihr hübsches, ausdrucksloses Gesicht, das mit einer dicken Puderschicht bedeckt war, die starkgeschminkten Lippen und das glanzlose, durch eine billige Dauerwelle steif gekräuselte Haar.

Er beabsichtigte, sie später aufzusuchen, aber zunächst einmal wollte er sie ungestört beobachten. Mrs. Jackson hätte sich bestimmt eine andere Schwiegertochter gewünscht, dachte er und begriff, warum Clark seinen Eltern ihre Existenz verheimlicht hatte.

Er seufzte, verstaute den ungeöffneten Eisbecher unter seinem Sitz, stand auf und verließ das Kino.

Am nächsten Morgen um elf stand er vor einem bescheidenen Mietshaus, stieg drei Treppen empor und läutete. Maureen Clegg öffnete die Tür. Ohne die fesche Uniform und ungeschminkt sah sie völlig verändert aus – dumm, uninteressant, aber gutmütig. Jetzt jedoch blickte sie ihn mißtrauisch an. Er stellte sich vor.

»Ich heiße Arthur Calgary. Soviel ich weiß, hat Ihnen Mr. Marshall meinen Besuch angekündigt.«

Ihr Gesicht verklärte sich.

»Ach, Sie sind es, treten Sie doch bitte ein. Entschuldigen Sie die Unordnung, ich hatte noch keine Zeit, aufzuräumen.«

Sie nahm einige zerdrückte Kleidungsstücke von einem Stuhl und schob das Frühstücksgeschirr zur Seite.

»Bitte nehmen Sie Platz. Wie nett von Ihnen, mich zu besuchen!«

»Ich wollte Sie doch wenigstens kennenlernen«, erwiderte Calgary.

Sie lachte verlegen.

»Mr. Marshall schreibt, daß die Geschichte, die sich Clark damals ausgedacht hat, wirklich wahr sein soll«, sagte sie. »Mir schwirrt noch immer der Kopf; Joe und ich haben die halbe Nacht davon gesprochen. Eigentlich sehr aufregend, finden Sie nicht?«

»In gewisser Weise …«, sagte Calgary peinlich berührt.

Maureen plauderte unbeirrt weiter.

»Aber der arme Clark ist tot, ihm kann's nun nichts mehr nützen, schrecklich! Er hat sich nämlich damals im Gefängnis eine Lungenentzündung geholt, wahrscheinlich von der Feuchtigkeit. Ich war sehr traurig, aber dann dachte ich, vielleicht ist es am besten für ihn, zu sterben – besser als Jahre und Jahre im Gefängnis zu sitzen.«

»Ich kann gut verstehen, daß Sie es damals so empfunden haben«, sagte Calgary.

»Joe wollte, daß ich mich von Clark scheiden lasse. Welchen Sinn hat es, an einen Mann gebunden zu sein, der lebenslänglich im Gefängnis sein wird, sagte er. Ich hatte Clark wirklich lieb, obgleich er immer furchtbar unzuverlässig war, und eigentlich war ich davon überzeugt, daß unsere Ehe eines schönen Tages in die

Brüche gehen würde.«

»Hatten Sie die Scheidung noch vor seinem Tod in die Wege geleitet?«

»Wie man's nimmt; ich bin damals zu einem Rechtsanwalt gegangen, weil Joe darauf bestand. Er hat Clark niemals leiden können und ihn immer für einen schlechten Kerl gehalten, aber ich war ja noch ein halbes Kind und wußte nicht Bescheid. Jetzt bin ich natürlich besser dran. Joe hat eine gute Stellung beim Elektrizitätswerk, und ich bin im Odeon-Palast angestellt. Aber eines muß ich sagen, der arme Clark hat eine reizende Art gehabt …«

»Ja, das höre ich von allen Seiten«, sagte Calgary.

»Er hatte großen Erfolg bei Frauen, ich weiß eigentlich nicht warum, denn er hat nicht einmal sehr gut ausgesehen. Ich hab' ihn immer Äffchen genannt. Einmal hat ihm sein Glück bei einer Frau sogar die Stellung gerettet, es war kurz nach unserer Heirat. Clark war damals bei einer Garage angestellt, und er hatte einen Krach mit dem Eigentümer – ich weiß gar nicht mehr weshalb. Jedenfalls war der Chef furchtbar wütend, und dann hat Clark sich schnell an seine Frau herangemacht. Sie war schon ziemlich alt, so um die Fünfzig, aber Clark schmeichelte ihr und himmelte sie an, bis sie sich Hals über Kopf in ihn verliebte – danach hätte sie alles für ihn getan. Sie hat's dann auch schließlich erreicht, daß ihr Mann versprach, Clark nicht zu verklagen, falls er das Geld zurückzahlte, aber natürlich hatte er keine Ahnung, daß sich Clark das Geld von seiner eigenen Frau verschafft hatte. Clark und ich haben uns heimlich ins Fäustchen gelacht.«

Calgary sah Maureen leicht angewidert an.

»Fanden Sie es so komisch?«

»Na und ob – irrsinnig komisch! So ’ne alte Frau und so verrückt nach Clark, daß sie ihm ihre ganzen Ersparnisse gab!«

Calgary seufzte. Ereignisse und Menschen waren nie so, wie man sie sich vorgestellt hatte. Mit jedem Tag wurde ihm der Charakter des Mannes unsympathischer, dessen guten Namen er um jeden Preis wiederherzustellen versuchte. Er war nahe daran, die Einstellung und die Gefühle der Familie im Sonneneck zu verstehen und zu teilen.

»Ich bin nur deshalb zu Ihnen gekommen, weil ich hoffte, das Geschehene auf irgendeine Weise wiedergutmachen zu können, Mrs. Clegg.«

Sie sah ihn erstaunt und verständnislos an.

»Das ist sehr nett von Ihnen«, erwiderte sie. »Aber was wollen Sie für uns tun? Uns geht’s nicht schlecht, wir sind ganz zufrieden.«

»Das freut mich aufrichtig. Es muß ein schwerer Schlag für Sie gewesen sein.«

Sie starrte ihn mit weitaufgerissenen blauen Augen verständnislos an.

»Hm – zuerst war es allerdings entsetzlich – das Gerede der Nachbarn, die dauernden Aufregungen –, aber eins muß ich sagen, die Polizei hat sich sehr nett und höflich benommen.«

Er fragte sich, ob sie jemals irgendwelche Gefühle für den Verstorbenen gehabt haben konnte. Dann sagte er ganz plötzlich und ohne Umschweife:

»Glauben Sie, daß er es getan hat?«

»Na ja – eigentlich hab ich’s vielleicht geglaubt. Er hat zwar behauptet, er hätte es nicht getan, aber man konnte sich ja nie auf ihn verlassen. Clark konnte nämlich ganz

gemein werden, wenn man sich ihm widersetzte. Ich wußte, daß er in der Tinte saß, aber ich wußte nicht genau, um was es sich handelte. Als ich ihn fragte, brüllte er mich an, aber dann sagte er, es würde alles in Ordnung kommen. Seine Mutter würde das Geld ausspucken, sagte er, es würde ihr gar nichts anderes übrigbleiben – na, und das hab' ich ihm natürlich geglaubt.«

»Seine Verhaftung muß ein großer Schock für Sie gewesen sein«, sagte Calgary nach einer kurzen Pause.

»Na und wie. Ich konnte nicht begreifen, daß er *das* getan haben sollte, allerdings wußte ich, was für ein Wuthammel er war.«

Calgary beugte sich vor.

»Wollen Sie damit sagen, daß Sie im Grunde genommen nicht überrascht gewesen wären, wenn Ihr Mann seine Mutter mit einem Feuerhaken erschlagen hätte?«

»Entschuldigen Sie nur, Mr. Calgary, aber das klingt ja furchtbar gemein. Nein, ich glaube nicht, daß er sie umbringen *wollte;* aber sie weigerte sich, ihm das Geld zu geben, und da nahm er den Feuerhaken in die Hand, um ihr zu drohen, und dann hat er aus Versehen zu fest zugeschlagen – das war sein Pech. Aber er mußte das Geld unbedingt haben, sonst wäre er ins Gefängnis gekommen.«

»Sie machten ihm also keinen Vorwurf?«

»Doch … glauben Sie vielleicht, daß ich es für richtig halte, seine eigene Mutter zu erschlagen? Nein, ich fand es grauenhaft, und ich dachte, Joe hat ganz recht, und ich sollte wirklich nichts mehr mit Clark zu tun haben, aber das war alles nicht so einfach.«

Calgary betrachtete sie nachdenklich.

»Sind Sie sich darüber klar, daß er die Tat nicht

begangen haben kann, mein Kind?«

Sie sah ihn einen Augenblick erstaunt an.

»Natürlich, das hätte ich fast vergessen, aber immerhin war er bei ihr und hat Krach gemacht und sie bedroht, nicht wahr? Sonst hätten sie ihn ja nicht verhaftet.«

»Das ist richtig«, stimmte Calgary zu.

Vielleicht war das dumme Geschöpf realistischer als er.

»Zuerst wußte ich überhaupt nicht, was ich tun sollte, und dann sagte meine Mutter, ich müßte zu seinen Leuten gehen und sehen, daß sie was für mich täten, wie sich's gehört. Na, und da bin ich eben hingegangen. Die ausländische Dame machte mir auf, und zuerst schien sie mich gar nicht zu verstehen. Sie sagte immerfort: ›Das ist unmöglich, ganz unmöglich, mit *Ihnen* kann unser Clark doch nicht verheiratet sein.‹ Das hat mich sehr gekränkt. ›Wir sind aber richtiggehend verheiratet, sogar mit Kirchentrauung‹, sagte ich wütend. Aber sie wollte mir nicht glauben, und dann kam Mr. Jackson, und er war reizend. Er sagte, ich sollte mir keine zu großen Sorgen machen, und daß sie den besten Verteidiger für Clark hätten, und ob ich Geld brauchte. Dann hat er mir jeden Monat welches geschickt, und das tut er jetzt immer noch. Joe sagt, ich soll es nicht annehmen, aber ich seh' das gar nicht ein – die schwimmen doch im Geld! Mr. Jackson ist ein sehr netter Herr.«

Die Tür wurde geöffnet, und sie wandte den Kopf.

»Hier ist Joe ja schon!«

Joe war ein hellblonder junger Mann mit eingekniffenen Lippen.

Er hörte sich Maureens Erklärungen stirnrunzelnd an.

»Ich dachte, das wäre alles längst erledigt«, sagte er. »Welchen Sinn hat es, die Vergangenheit wieder

aufzurühren? Maureen hatte Pech, aber jetzt hat sich alles wieder eingerenkt.«

»Da haben Sie allerdings recht«, erwiderte Calgary.

Nachdem Calgary das Haus verlassen hatte, ging er sehr nachdenklich durch die Straßen. Wäre es vielleicht wirklich besser gewesen, wenn sein Erinnerungsvermögen nicht zurückgekehrt wäre? Clark war tot, ihm konnte das alles nichts mehr helfen.

Er stand vor einem Richter, der niemals einen Fehler machte … Aber plötzlich stieg Ärger in ihm auf. Und doch ist meine Aussage von ausschlaggebender Bedeutung, dachte er, und *irgend jemand* sollte froh darüber sein; aber warum war das nacht der Fall? Maureens Reaktion schien ihm verständlich, denn sie hatte Clark niemals wirklich geliebt, wahrscheinlich war sie unfähig, wirklich zu lieben. Aber die anderen …?

Die Bibliothek in Redmyn, in der Christina Jackson arbeitete, war nicht sehr stark besucht an diesem Abend. Arthur Calgary sah sich in der hellen, freundlichen Halle, deren Wände mit Bücherregalen vollgestellt waren, um. Ein älterer Herr in einem grauen Staubkittel gab ihm bereitwillig Auskunft:

»Miss Jackson? Dort, am zweiten Schreibtisch.«

Calgary wartete einen Augenblick, um sie zu beobachten.

Sie war klein, adrett, ruhig und gewandt. Sie trug ein dunkelblaues Kleid mit weißem Kragen und Manschetten. Ihr blauschwarzes Haar war zu einem Knoten gewunden. Ihre Haut war dunkel, viel dunkler als die Haut einer Engländerin, und sie war viel feingliedriger. Sie war das Halbblut, das Mrs. Jackson als Kind in ihre Familie aufgenommen hatte.

Die dunklen Augen, die ihn anblickten, waren undurchsichtig, geheimnisvoll.

Ihre Stimme klang tief und sympathisch.

»Womit kann ich Ihnen dienen?«

»Sind Sie Miss Christina Jackson?«

»Ja.«

»Ich bin Arthur Calgary. Sie haben vielleicht von mir gehört …«

»Ja, mein Vater hat mir brieflich von Ihrem Besuch berichtet.«

»Ich würde mich gern mit Ihnen unterhalten.«

Sie sah auf die Uhr.

»Die Bibliothek wird in einer halben Stunde geschlossen. Könnten Sie bis dahin warten?«

»Selbstverständlich. Darf ich Sie bitten, dann mit mir Tee zu trinken?«

»Ja, gern.« Sie wandte sich zu einem Mann, der hinter ihm stand. »Sie wünschen?«

Arthur Calgary wanderte in der Bibliothek umher; während er hier und da ein Buch aus dem Regal nahm, beobachtete er Tina Jackson verstohlen. Sie blieb auch weiter ruhig und sachlich.

Endlich läutete eine Glocke, und sie nickte ihm freundlich zu.

»Ich werde Sie in ein paar Minuten draußen treffen.«

Er mußte nicht lange warten. Sie trug einen schweren, dunklen Mantel, aber keinen Hut.

»Ich weiß in Redmyn nicht gut Bescheid. Wohin wollen wir gehen?« fragte er.

»In der Nähe der Kathedrale ist ein Café, das zwar nicht besonders gut ist, aber dafür auch nicht überfüllt. Dort

können wir uns in Ruhe unterhalten.«

Bald saßen sie an einem kleinen Tisch, und eine Kellnerin nahm ihre Bestellung mit gelangweilter Miene entgegen.

»Ich möchte Ihnen erklären, warum ich Sie aufgesucht habe«, sagte Calgary. »Ich habe alle Mitglieder Ihrer Familie kennengelernt, bis auf Ihre verheiratete Schwester. Auch mit der Frau Ihres Bruders Clark – oder vielmehr mit seiner Witwe – habe ich bereits gesprochen.«

»Sie hielten es also für nötig, uns alle persönlich kennenzulernen?« fragte sie förmlich.

»Ich kann Ihnen versichern, daß ich es nicht aus Neugier tat«, bemerkte er trocken. »Ich hielt es lediglich für meine Pflicht, Ihnen allen mein tiefstes Bedauern darüber auszusprechen, daß es mir nicht möglich war, die Unschuld Ihres Bruders beim Prozeß zu beweisen.«

»Ich verstehe …«

»Haben Sie ihn geliebt?«

»Nein, geliebt habe ich Clark nicht«, erwiderte sie nach kurzer Überlegung.

»Ich höre von allen Seiten, daß er viel Charme besaß.«

»Das stimmt, aber ich traute ihm nicht über den Weg, und ich konnte ihn nicht leiden.«

»Verzeihen Sie die Frage: Sie zweifelten nicht daran, daß er der Mörder Ihrer Mutter war?«

»Ich bin niemals auf den Gedanken gekommen, daß es eine andere Erklärung geben könnte.«

Die Kellnerin brachte den Tee, der schwach und nicht sehr heiß war. Das Gebäck war vertrocknet, die Brötchen altbacken.

Er trank einen Schluck, dann sagte er:

»Man hat mir angedeutet, daß meine Informationen, aus denen hervorgeht, daß Ihr Bruder unschuldig war, für Sie alle unangenehme Folgen haben mögen …«

»Weil der Fall wieder aufgenommen werden wird?«

»Ja – darüber haben Sie also schon nachgedacht?«

»Mein Vater hält es für unvermeidlich.«

»Es tut mir schrecklich leid …«

»Warum tut es Ihnen leid, Dr. Calgary?«

»Weil es mir sehr unangenehm ist, Ihnen neue Aufregungen zu verursachen.«

»Hätten Sie es über sich bringen können zu schweigen?«

»Nein, denn ich habe den aufrichtigen Wunsch, der gerechten Sache zum Sieg zu verhelfen.«

»Sie halten Gerechtigkeit für wichtiger als alles andere?«

»Ja – obwohl ich mich jetzt doch frage, ob es nicht noch wichtigere Dinge gibt?«

»Zum Beispiel?«

Er dachte an Hester.

»Unschuld – vielleicht.«

Ihre Augen wurden noch undurchsichtiger als zuvor.

»Was denken Sie, Miss Jackson?«

»Ich denke an die Worte der Magna Charta: *Wir wollen einem jeden Gerechtigkeit widerfahren lassen.*«

»Ein gutes Prinzip, Miss Jackson«, sagte er.

7

Dr. MacMaster war ein alter Mann mit buschigen Augenbrauen, klugen grauen Augen und einem trotzigen Kinn. Er lehnte sich in seinen schäbigen Lehnstuhl zurück und betrachtete seinen Besucher eingehend – er gefiel ihm. Auch Calgary fand den alten Arzt sympathisch, und er stieß zum erstenmal seit seiner Rückkehr nach England auf volles Verständnis.

»Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, mich zu empfangen, Herr Doktor«, sagte er.

»Durchaus nicht«, erwiderte Dr. MacMaster. »Seitdem ich meine Praxis aufgegeben habe, langweile ich mich unsäglich; meine jüngeren Kollegen haben leider darauf bestanden, daß ich auf mein schwaches Herz Rücksicht nehme, und ich habe mich unter Protest schließlich ihren Wünschen gefügt. Sie brauchen sich also nicht zu entschuldigen, weil Sie meine Zeit in Anspruch nehmen. Aber darf ich wissen, warum Sie zu mir gekommen sind?«

»Ich möchte mit Ihrer Hilfe versuchen, die Familie Jackson besser zu verstehen«, sagte Calgary. »Ich bin nur mit den äußeren Umständen vertraut: eine gute, selbstlose Frau mit einem einwandfreien Charakter, die ihre Adoptivkinder mit Liebe und Freundschaft umgibt – auf der anderen Seite ein junger Mensch, der bereits als Kind schwierig war, ein Kind mit verbrecherischen Anlagen. Weiter ist mir nichts bekannt, und ich weiß so gut wie nichts über Mrs. Jacksons Persönlichkeit.«

»Sie haben ganz recht, das ist der springende Punkt, denn es ist genaugenommen das Interessanteste an jedem Mord, herauszufinden, was für ein Mensch das Opfer war. Die meisten Leute bemühen sich nur, den Charakter des

Täters zu ergründen. Sie sind wahrscheinlich zu dem Schluß gekommen, daß Mrs. Jackson ihr furchtbares Ende nicht verdiente.«

»Ich nehme an, daß das die allgemeine Ansicht ist.«

»Selbstverständlich, und vom ethischen Standpunkt aus gesehen mit vollem Recht.« Dr. MacMaster rieb sich nachdenklich die Nase. »Wußten Sie, daß die Chinesen Wohltätigkeit nicht für eine Tugend, sondern vielmehr für eine Sünde halten? Und es ist etwas Wahres daran. Der Wohltäter hat das erhebende Gefühl, seinen Mitmenschen zu helfen, aber der Empfänger der Wohltaten ist dem Geber oft nicht sehr zugetan, obwohl er ihm von Rechts wegen dankbar sein sollte. Mrs. Jackson war eine wundervolle Mutter, aber sie hat Mutterliebe und Fürsorge zu weit getrieben.«

»Es waren nicht ihre eigenen Kinder«, sagte Calgary.

»Das ist es ja eben«, erwiderte MacMaster. »Ich kannte viele Frauen mit einem ausgeprägten Mutterinstinkt, die erst dann glücklich waren, wenn sie Kinder bekamen. Aber nach einiger Zeit begannen sie, sich wieder für ihren Mann, ihre Freunde und die Ereignisse der Welt zu interessieren, denn ihr rein physischer Mutterinstinkt war befriedigt. Mrs. Jackson war diese Befriedigung jedoch versagt – es war ihr nicht beschieden, eigene Kinder zu haben. Sie konzentrierte sich ausschließlich auf ihre Adoptivkinder. Tag und Nacht dachte sie nur an sie, selbst ihr Mann spielte nur noch eine untergeordnete Rolle in ihrem Leben. Die Kinder wurden viel zu sehr verwöhnt und verzärtelt, und nichts war gut genug für sie.

Mrs. Jackson selbst war nicht meine Patientin, sie besuchte einen Spezialisten in London – allerdings nicht oft, denn sie war eine kerngesunde, robuste Frau. Ich wurde nur zugezogen, wenn die Kinder nicht ganz in

Ordnung waren, obwohl Mrs. Jackson oft der Meinung war, daß ich ihre kleinen Erkrankungen nicht ernst genug nahm. Sie war außer sich, wenn ich ihr riet, die Kinder etwas weniger zu verwöhnen, keine Rücksicht auf leichte Temperaturerhöhungen zu nehmen, sich nicht aufzuregen, wenn eins der Kinder einmal mit nassen Füßen nach Hause kam. Ihre Überängstlichkeit war bestimmt nicht gut für die Kinder.«

»Ganz besonders nicht für Clark, nicht wahr?« fragte Arthur Calgary.

»Ich dachte nicht nur an Clark, obwohl er von Anfang an ein Problem für die Jacksons war – ein Kind mit schweren Komplexen, würde man heutzutage sagen. Ich bin im Lauf der Jahre vielen ›Clarks‹ begegnet, und viele Eltern sagten, wenn es zu spät war: ›Wenn wir den Jungen in seiner Jugend doch nur strenger behandelt hätten!‹ Ich persönlich glaube allerdings nicht, daß die Erziehung einen großen Unterschied macht; wenn ein Kind einen schlechten Charakter hat, ist Hopfen und Malz verloren. Manche entwickeln sich zu Verbrechern, weil sie ein unglückliches Heim und zuwenig Liebe hatten, andere weil sie zu sehr verwöhnt wurden; viele wären in jedem Fall auf die schiefe Ebene geraten – und zu denen gehörte Clark.«

»Sie waren also nicht überrascht, als er unter Mordverdacht verhaftet wurde?«

»Ich war überrascht, aber offen gestanden nicht, weil ich Clark keinen Mord zugetraut hätte. Er war ein gewissenloser Mensch.

Erstaunt war ich lediglich über die Art und Weise, wie der Mord verübt worden war. Ich hätte es Clark zugetraut, mit anderen einen Mord zu *planen,* aber die eigentliche Tat – vielleicht im letzten Augenblick – einem Komplicen

zu überlassen.

Er war der Typ, der andere zu einem Verbrechen anstiften konnte, aber nicht den Mut gehabt hätte, es selbst auszuführen – offenbar habe ich mich nun doch nicht geirrt.«

Calgary blickte auf den abgeschabten Teppich, dessen Muster kaum mehr erkennbar war.

»Ich wußte nicht, welchen Schwierigkeiten ich begegnen würde, und ich konnte nicht ahnen, welche Wirkung mein Erscheinen auf die Familie haben könnte.«

Der Arzt nickte.

»Sie waren sich nicht darüber klar, daß die veränderten Umstände zu furchtbaren Konflikten innerhalb der Familie führen mußten«, sagte er.

»Ja, und darüber wollte ich mit Ihnen sprechen, Herr Doktor, und über die sonderbare Tatsache, daß – wenigstens auf den ersten Blick – kein Motiv vorhanden zu sein scheint.«

»Nein, nicht auf den ersten Blick«, erwiderte der Arzt, »aber bei genauerer Betrachtung ergeben sich doch verschiedene Gründe, aus denen ihr jemand nach dem Leben getrachtet haben mochte.«

»Ja? Das ist interessant.«

»Keines der Kinder war imstande, sein eigenes Leben zu führen, solange Mrs. Jackson am Leben war. Sie waren alle in ihrer Gewalt.«

»Inwiefern?«

»Obwohl sie finanziell für ihre Kinder gesorgt hatte, waren sie nur theoretisch selbständig – in der Praxis mußten sie sich nach den Wünschen ihrer Mutter richten. Es war faszinierend zu beobachten, wie sie alle versuchten, sich der mütterlichen Bevormundung zu

entziehen. Sie plante die Zukunft ihrer Kinder, und ihre Pläne waren nicht schlecht. Sie gab ihnen ein gutes Heim, eine gute Erziehung, ein reichliches Taschengeld und eine gründliche Ausbildung für den Beruf, den sie für jedes der Kinder erwählt hatte. Sie behandelte sie, als wären sie ihre leiblichen Kinder, aber das war ja nicht der Fall – sie hatten völlig andere Veranlagungen, Instinkte und Wünsche als ihre Adoptiveltern. Micky ist inzwischen Autoverkäufer geworden.

Hester lief von zu Hause fort, um Schauspielerin zu werden.

Sie verliebte sich in einen unmöglichen Menschen, und sie besaß überhaupt kein schauspielerisches Talent. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als ins Sonneneck zurückzukehren und *zuzugeben,* daß ihre Mutter recht gehabt hatte. Mary Durrant bestand während des Krieges darauf, einen Mann zu heiraten, vor dem ihre Mutter sie gewarnt hatte. Er war intelligent und tapfer, besaß jedoch keine Spur von Geschäftssinn. Dann bekam er spinale Kinderlähmung und wurde als Rekonvaleszent ins Sonneneck gebracht. Mrs. Jackson versuchte das junge Paar dazu zu bewegen, ständig bei ihr zu leben. Aber Mary Durrant wehrte sich mit aller Gewalt gegen diesen Plan ihrer Mutter, obwohl ihr Mann nichts dagegen einzuwenden hatte. Sie wollte ihr Heim und ihren Gatten für sich behalten. Wenn ihre Mutter nicht gestorben wäre, hätte sie zweifellos noch nachgeben müssen.

Micky hatte einen Minderwertigkeitskomplex, weil seine eigene Mutter ihn verlassen hatte. Er hat als Kind sehr darunter gelitten und es auch als Erwachsener niemals ganz überwunden. Ich glaube, daß er seine Adoptivmutter im Grunde seines Herzens gehaßt hat.

Nun kommen wir zu der schwedischen Masseuse. Sie konnte Mrs. Jackson nicht leiden, aber sie mochte Leo

Jackson, und sie liebte die Kinder. Mrs. Jackson war sehr gut zu ihr, und wahrscheinlich bemühte sie sich, dankbar zu sein, brachte es jedoch nicht fertig. Allerdings war ihre Abneigung wohl nicht so groß, daß sie ihre Wohltäterin mit einem Feuerhaken erschlagen hätte – sie konnte schließlich das Haus jederzeit verlassen. Was Leo Jackson anbetrifft …«

»Ja, was halten Sie von ihm?«

»Er wird sich wieder verheiraten, und ich wünsche ihm von Herzen alles Gute«, sagte Dr. MacMaster. »Gwenda ist ein reizendes Mädchen, warmherzig, gutmütig, unterhaltend – und sie liebt ihn schon seit Jahren. Was hielt sie von Mrs. Jackson? Nun, das werden Sie sich selbst denken können. Für sie wurde durch Mrs. Jacksons Tod vieles leichter. Leo Jackson ist kein Mann, der zu Lebzeiten seiner Frau ein Verhältnis mit seiner Sekretärin begonnen hätte, er wäre auch nicht auf den Gedanken gekommen, seine Frau zu verlassen.«

»Ich habe beide gesehen und mit beiden gesprochen«, meinte Calgary nachdenklich, »ich kann mir nicht denken, daß einer von ihnen …«

»Ich auch nicht« ; sagte Dr. MacMaster, »und doch, ein Mitglied der Familie muß es getan haben.«

»Glauben Sie wirklich?«

»Ich kann es mir nicht anders vorstellen. Auch die Polizei ist davon überzeugt, daß es kein Außenstehender war, und sie hat wahrscheinlich recht.«

»Aber wer war es?«

Dr. MacMaster zuckte die Achseln.

»Ich habe keine Ahnung, und selbst wenn ich einen Verdacht hätte, würde ich ihn nicht aussprechen. Ich halte keinen von ihnen für einen Mörder, und doch besteht die

Möglichkeit, daß einer der Hausbewohner der Schuldige war. Ich fürchte jedoch, daß wir niemals die Wahrheit erfahren werden.«

»Das wäre furchtbar«, erwiderte Calgary. »Der Unschuldigen wegen – das waren ihre Worte.«

»Wessen Worte?«

»Hesters – sie sagte, die Unschuldigen müßten für die Schuldigen leiden – und wenn wir die Wahrheit nicht erfahren sollten –«

»Ja, ich weiß, was Sie meinen«, sagte der Arzt. »Es wäre tragisch, wenn der Schuldige nicht zur Verantwortung gezogen würde und wenn der Verdacht weiter auf einem der Unschuldigen ruhte; das darf nicht geschehen.«

»Nein, das darf nicht geschehen«, erwiderte Calgary erregt.

»Das darf auf keinen Fall geschehen.«

8

Hester Jackson betrachtete ihr Spiegelbild. Ihr Blick verriet keine Eitelkeit, sondern eher die Scheu eines unsicheren Menschen.

Sie strich sich das Haar aus der Stirn und kämmte es zur Seite, dann betrachtete sie stirnrunzelnd das Resultat. Sie zuckte nervös zusammen, als hinter ihr im Spiegel ein anderes Gesicht auftauchte.

»Aha, du hast Angst«, sagte Kirsten Lindstrom.

»Angst, Kirsty? Vor wem?«

»Vor mir. Du glaubst, daß ich mich heimlich herangeschlichen habe, um dich hinterrücks zu erschlagen.«

»Mach dich nicht lächerlich, Kirsty. Warum sollte ich denn auf diesen Gedanken kommen?«

»Du bist darauf gekommen, und mit vollem Recht«, erwiderte Kirsten. »Wir fürchten uns vor jedem Schatten, wir blicken mißtrauisch in jede Ecke, wir alle wissen jetzt, daß wir in diesem Haus nicht sicher sind.«

»Wie dem auch sei, vor dir brauche ich keine Angst zu haben, Kirsty!«

»Woher weißt du das?« fragte Kirsten. »Ich habe neulich erst in der Zeitung von einer Frau gelesen, die jahrelang bei einer Freundin wohnte, bis sie diese eines Tages plötzlich umbrachte.

Sie erwürgte sie – versuchte ihr die Augen auszukratzen – und warum? Weil sie glaubte, die Freundin sei vom Teufel besessen, weil sie davon überzeugt war, daß sie den Teufel ausrotten müsse.«

»Ja, daran erinnere ich mich auch, aber diese Frau war irrsinnig«, sagte Hester.

»Sie selbst wußte nicht, daß sie irrsinnig war, und den Menschen ihrer Umgebung war es auch nicht aufgefallen. Wer weiß, was in so einem armen, verwirrten Gehirn vorgeht? Weißt du, wie es in meinem Kopf aussieht? Vielleicht bin ich auch verrückt, vielleicht habe ich eines Tages geglaubt, deine Mutter sei der Antichrist, und es sei meine Pflicht, sie zu vernichten.«

»Was ist das für ein Unsinn, Kirsty!«

Kirsten Lindstrom seufzte und ließ sich in einen Stuhl fallen.

»Natürlich ist es Unsinn. Ich habe deine Mutter sehr gern gehabt, und sie ist immer gut zu mir gewesen. Ich versuchte nur, dir klarzumachen, daß du niemandem trauen kannst.«

Hester drehte sich um und sah Kirsten Lindstrom nachdenklich an.

»Ich glaube, du meinst es wirklich ernst.«

»Ja, es ist mir sehr ernst«, erwiderte Kirsten. »Es hat keinen Sinn, den Kopf in den Sand zu stecken und zu tun, als hätte sich nichts ereignet. Dieser Dr. Calgary hat uns bewiesen, daß Clark den Mord nicht begangen haben kann, folglich muß ein anderer der Mörder sein – einer von uns.«

»Nein, nein, das ist unmöglich, Kirsty! Vielleicht war es ein Einbrecher oder jemand, der einen Groll gegen Mutter hegte.«

»Glaubst du, deine Mutter hätte den Betreffenden ins Haus gelassen?«

»Ich halte es für durchaus möglich«, erwiderte Hester. »Du weißt doch, daß sie immer bereit war, sich die

Geschichten von Leuten anzuhören, die vom Pech verfolgt waren. Glaubst du nicht, daß Mutter eine solche Person hereingelassen hätte?«

»Nein, ich glaube das nicht«, sagte Kirsten. »Jedenfalls hätte sie nicht ruhig zugesehen, wie diese Person den Feuerhaken erhob, um sie zu erschlagen. Nein, es muß ein Mensch gewesen sein, den sie kannte, dem sie vertraute.«

»Bitte, bitte, hör auf, Kirsty! Warum mußt du das alles wieder hervorzerren?«

»Weil andere das bereits getan haben. Aber ich will jetzt nicht weiter darüber sprechen, ich will dich nur nochmals warnen: sei auf der Hut – vor mir, vor Mary, vor deinem Vater und vor Gwenda Smith.«

»Wie soll ich in dieser Atmosphäre des Mißtrauens leben?«

»Ich möchte dir einen guten Rat geben: verlasse dieses Haus!«

»Das geht im Augenblick nicht.«

»Warum nicht? Wegen des jungen Arztes?«

»Ich weiß nicht, wen du meinst, Kirsty«, sagte Hester errötend.

»Dr. Craig! Er ist ein sehr netter junger Mann und ein guter, gewissenhafter Arzt. Trotzdem hielte ich es für besser, wenn du ausziehen würdest.«

»Unsinn, Unsinn!« rief Hester ärgerlich. »Ich wünschte, dieser Calgary wäre niemals hierhergekommen!«

»Das wünschte ich auch – von ganzem Herzen«, sagte Kirsten.

Leo Jackson unterzeichnete den letzten der Briefe, die Gwenda Smith ihm vorlegte.

»Ist das der letzte?« fragte er.

»Ja.«

»Wir sind heute fleißig gewesen«, stellte er lächelnd fest.

Nachdem Gwenda die Briefe frankiert hatte, fragte sie:

»Wie steht es eigentlich mit deiner Auslandsreise?«

»Mit der Auslandsreise?« erwiderte Leo Jackson unsicher.

»Ja, du wolltest doch nach Rom und nach Siena wegen der Dokumente, von denen Kardinal Massilini dir vor kurzem berichtet hat.«

»Ja, ich entsinne mich.«

»Soll ich Flugkarten bestellen, oder möchtest du lieber mit dem Zug fahren?«

Leo schien tief in Gedanken versunken zu sein; er lächelte zerstreut.

»Du willst mich offenbar unbedingt loswerden, Gwenda?«

Sie trat schnell auf ihn zu und kniete vor seinem Sessel nieder.

»Wie kannst du nur so etwas sagen, Liebling! Ich möchte mich niemals von dir trennen, niemals! Aber im Augenblick halte ich es für besser, daß du fortfährst, nachdem …«

»Nachdem uns Dr. Calgary in der vorigen Woche gewisse Dinge mitteilte.«

»Ich wünschte, er hätte dieses Haus nie betreten«, sagte Gwenda. »Ich wünschte für uns alle, es wäre alles beim alten geblieben.«

»Dann würde die Schuld für ein Verbrechen, das er nicht beging, weiter an Clark haften.«

»Ich hätte es ihm zugetraut, und ich halte es für einen reinen Zufall, daß er es nicht tat«, sagte Gwenda heftig.

»Ich hielt es eigentlich zuerst nicht für möglich«, meinte Leo nachdenklich. »Natürlich änderte ich meine Meinung, als alle Beweise gegen ihn zu sprechen schienen, doch selbst dann hatte ich noch meine Zweifel.«

»Warum? Er war schon als Kind böse und reizbar.«

»Das stimmt, er pflegte andere Kinder zu verprügeln, und meist waren es kleinere Kinder als er, aber Rachel hätte er, glaube ich, nicht angegriffen, weil er zuviel Respekt und Angst vor ihr hatte.«

»Eben deshalb nehme ich an, daß er …«

Gwenda unterbrach sich.

Ja, er hat Respekt vor ihr gehabt, dachte sie. Sie war so selbstsicher und von sich überzeugt, sie hielt sich für eine Königin, deren Wünsche wir alle zu berücksichtigen hatten. Genügt das nicht, einen Menschen dazu zu treiben, den Feuerhaken zu ergreifen und die Tyrannin ein für allemal zum Schweigen zu bringen?

»Warum können wir nicht sofort heiraten, anstatt bis zum März zu warten?« fragte Gwenda unvermittelt.

Leo sah *sie* an und erwiderte nach kurzem Zögern:

»Nein, das halte ich nicht für richtig, Gwenda.«

»Warum nicht?«

»Man soll die Dinge nicht überstürzen.«

»Das verstehe ich nicht – und werden wir, wie geplant, im März heiraten?«

»Ich hoffe – ich hoffe bestimmt.«

»Warum bist du plötzlich so unsicher? Liebst du mich nicht mehr, Leo?«

Er legte die Hände auf ihre Schultern.

»Wie kannst du das nur denken, Gwenda! Ein Leben ohne dich wäre undenkbar, du bedeutest mir alles! Aber wir müssen abwarten, wir müssen ganz sicher sein.«

»Sicher? Inwiefern?«

Er antwortete nicht.

»Du denkst doch nicht etwa …?«

»Ich denke gar nichts.«

Die Tür wurde geöffnet, und Kirsten Lindstrom erschien mit einem Tablett, das sie auf den Schreibtisch stellte.

»Hier ist Ihr Tee, Mr. Jackson. Soll ich Ihnen auch eine Tasse bringen, oder wollen Sie unten Tee trinken, Gwenda?«

»Ich komme hinunter, ich muß ohnehin die Briefe wegbringen.«

Sie nahm die Briefe mit leicht zitternden Händen vom Schreibtisch und verließ das Zimmer. Kirsten Lindstrom blickte ihr nach, dann wandte sie sich an Leo Jackson.

»Was haben Sie zu ihr gesagt? Warum ist sie so nervös?«

»Sie irren sich, ich habe nichts Besonderes zu ihr gesagt«, erwiderte Leo mit müder Stimme.

Kirsten Lindstrom zuckte die Achseln und verließ schweigend das Zimmer.

Leo spürte ihre Mißbilligung, ihre unausgesprochene Kritik.

Er lehnte sich seufzend in seinen Stuhl zurück, dann goß er sich eine Tasse Tee ein und vergaß sie zu trinken. Er starrte ins Leere, während seine Gedanken zurück in die Vergangenheit wanderten.

Er hatte Rachel Konstam in einem Jugendklub

kennengelernt, im Arbeiterviertel des Londoner Ostens. Ihr Bild stand ihm klar vor Augen: ein kräftig gebautes, mittelgroßes Mädchen, gut, aber solide gekleidet, ein Mädchen mit einem runden, ernsthaften Gesicht, dessen Warmherzigkeit und Naivität ihm sofort gefiel. Sie stürzte sich mit großem Enthusiasmus in die Wohlfahrtspflege, sie fand es schön und lohnend, helfen zu können.

Für sie handelte es sich um »Fälle«, nicht um Menschen mit besonderen Eigenarten und Reaktionen. Schon damals bat er sie, nicht zuviel zu erwarten, aber sie hörte nicht auf ihn – sie erwartete immer zuviel, und sie wurde meistens enttäuscht. Er verliebte sich sehr bald in sie und stellte zu seiner angenehmen Überraschung fest, daß sie die Tochter reicher Eltern war.

Er war sich darüber klar, daß ihre hauptsächliche Anziehungskraft auf ihn in ihrer Gutherzigkeit bestand, und es war sein Unglück, daß ihre Wärme letzten Endes nicht für ihn bestimmt war. Natürlich liebte sie ihn, aber es war ihr Herzenswunsch, ihm Kinder zu gebären – und dieser Wunsch blieb ihr versagt.

Sie konsultierte zahllose Ärzte, berühmte Spezialisten sowohl wie Quacksalber, aber keiner von ihnen konnte ihr helfen. Sie mußte sich damit abfinden, daß sie unfruchtbar war. Sie tat ihm unendlich leid, und er nahm ihren Vorschlag, ein Kind zu adoptieren, ohne Widerspruch an. Sie waren bereits zu diesem Zwecke mit einem Adoptivbüro in Verbindung getreten, als sie bei einem Besuch in New York vor einer ärmlichen Mietskaserne mit ihrem Auto ein kleines Mädchen überfuhren.

Rachel war aus dem Wagen gesprungen und auf der Straße neben dem Kind niedergekniet, das glücklicherweise nur ein paar Schrammen davongetragen hatte. Sie bestand jedoch darauf, das bildhübsche, blonde, blauäugige Mädchen in ein Krankenhaus zu bringen, um

sich zu vergewissern, daß alles in Ordnung war. Sie besuchte die Verwandten des Kindes, eine schlampige Tante und ihren betrunkenen Mann. Diese beiden, die das Kind nach dem Tod seiner Eltern zu sich genommen hatten, machten sich offenbar nicht viel aus ihm und stimmten Rachels Vorschlag, das Kind für ein paar Tage zu sich zu nehmen, begeistert zu.

Die kleine Mary fühlte sich in ihrem Hotel sofort sehr wohl; das weiche Bett, das elegante Badezimmer und die neuen Kleider, die Rachel ihr kaufte, entzückten das kleine Mädchen. Und dann kam der Augenblick, da Mary sagte: »Ich möchte nicht wieder nach Hause gehen, ich möchte immer bei euch bleiben!«

Rachel warf ihrem Mann einen glücklichen, gerührten Blick zu, und sobald sie allein waren, sagte sie: »Ich will sie behalten und als unser eigenes Kind erziehen! Diese Frau und ihr Mann werden bestimmt froh sein, wenn wir die Kleine adoptieren.«

Er stimmte sofort zu. Rechtsanwälte wurden konsultiert, Urkunden unterzeichnet, und aus der kleinen Mary O'Shaugnessy wurde Mary Jackson, die mit ihnen nach England fuhr. Endlich schien Rachel glücklich zu sein – auf eine unruhige, fieberhafte Art. Das Kind ließ sich nach allen Regeln der Kunst verwöhnen, aber es blieb freundlich und folgsam; und doch war Leo heimlich etwas beunruhigt. Vielleicht, weil die Kleine sich zu leicht in die veränderten Umstände einfügte, oder weil sie niemals Heimweh nach dem früheren Leben hatte, vor allem, weil sie zwar Zuneigung, aber keine Liebe zu ihrer Adoptivmutter zeigte.

Von dieser Zeit an war Leo in den Hintergrund gerückt, Rachel war von Natur aus mehr Mutter als Frau, und nachdem sie Mary adoptiert hatten, waren ihre mütterlichen Instinkte nicht etwa befriedigt, sondern im

Gegenteil stärker als zuvor geworden. Ein Kind genügte ihr nicht.

Von jetzt an interessierte sie sich ausschließlich für Kinder, verkrüppelte Kinder, zurückgebliebene Kinder, verwaiste Kinder.

Sie machte Stiftungen für Waisenhäuser und Kinderheime aller Art und ging völlig in ihrer Arbeit auf. Leo aber schuf sich allmählich einen eigenen Interessenkreis. Er begann sich mit den historischen Hintergründen der Volkswirtschaft zu beschäftigen, er las, er schrieb wissenschaftliche Abhandlungen, und er zog sich mehr und mehr in seine Bibliothek zurück. Gleichzeitig bestärkte er seine Frau in ihrer Tätigkeit.

Im Jahre 1939, bei Kriegsausbruch, verdoppelte sich ihr Tätigkeitsdrang. Sie wollte ein Kriegskinderheim für arme Londoner Kinder gründen, und sie setzte sich sofort mit ihren einflußreichen Freunden und mit dem Gesundheitsamt in Verbindung.

Nachdem sie die Genehmigung für das geplante Heim erhalten hatte, kaufte sie ein neuerbautes, modernes Haus auf dem Land, in einer wahrscheinlich bombensicheren Gegend, in dem sie achtzehn Kinder unterbringen konnte. Die Kinder, die im Alter von zwei bis sieben Jahren waren, stammten nicht nur aus ärmlichen, sondern auch aus unglücklichen Elternhäusern.

Einige waren Waisen, andere uneheliche Kinder. Vier der Kinder waren verkrüppelt und brauchten orthopädische Behandlung, und für sie wurde eine schwedische Masseuse engagiert.

Außerdem waren zwei Krankenschwestern und mehrere Dienstboten in dem Heim beschäftigt, das fast einem Luxushotel glich.

Im weiteren Verlauf des Krieges wurden die

Krankenschwestern für Lazarette angefordert, und die Dienstboten gingen in die Munitionsfabriken. Schließlich blieb nur Kirsten Lindstrom übrig, die sich nicht davor scheute, auch die Hausarbeit zu übernehmen.

Rachel war glücklich und zufrieden, obgleich ihr die Kinder hin und wieder Sorgen bereiteten. Leo entsann sich, daß einmal einer der kleinen Jungen – es war Micky – an Appetitlosigkeit litt und ständig abnahm. Der Arzt konnte nichts feststellen, nahm jedoch zu Recht an, daß das Kind Heimweh hatte. Aber sie verwarf diese Idee entschieden.

Bei Kriegsende wurden die meisten der Kinder zurück nach London geschickt, zu ihren Eltern oder Verwandten. Aber nicht alle. Einige hatten Heim und Eltern verloren, andere waren zu Hause nicht mehr erwünscht.

»Jetzt ist für uns der Augenblick gekommen, eine größere Familie zu gründen«, sagte sie damals. »Vier oder fünf der Kinder können bei uns bleiben, wir werden sie adoptieren und als unsere eigenen Kinder erziehen.«

»Hältst du das nicht für ein großes Risiko?« fragte er.

»Selbst wenn es ein Risiko wäre, würde ich es gern auf mich nehmen«, erwiderte sie.

Dabei ließ er es bewenden, und sie setzte, wie gewöhnlich, ihren Willen durch.

Sie war glücklich, weil sie nun endlich die ersehnte Familie besaß: Mary, die älteste, die aus New York stammte, Micky, der sich nächtelang aus Heimweh in den Schlaf weinte, Tina, das graziöse Halbblut, deren Mutter eine Prostituierte und deren Vater ein westindischer Matrose war, und Hester, deren junge irische Mutter ein neues Leben beginnen wollte und sich deshalb von ihrem unehelichen Kind trennte. Der fünfte war der kleine Clark mit dem schelmischen Gesicht eines Äffchens, der es

immer verstand, sich der verdienten Strafe zu entziehen, und dem es gelang, sich selbst von der strengen Miss Lindstrom Süßigkeiten zu erschmeicheln. Clarks Vater saß im Gefängnis, und seine Mutter war mit einem anderen Mann auf und davon gegangen.

Sicherlich war es gut und richtig gewesen, sich dieser armen Kinder anzunehmen, dachte Leo, nur hatte es sich in gewisser Beziehung anders ausgewirkt, als Rachel hoffte. Denn diese Kinder waren nicht sein und Rachels Fleisch und Blut, sie konnten weder die Strebsamkeit und den Fleiß von Rachels Ahnen ererbt haben noch die Herzensgüte seiner eigenen Eltern und die Intelligenz seiner Familie väterlicherseits.

Bestimmt übte die Umgebung einen guten Einfluß auf die Kinder aus, aber es ließ sich nun einmal nicht alles durch liebende Fürsorge und gute Erziehung erreichen. Der kleine Clark besonders schien gewisse schlechte Eigenschaften und Schwächen von seinen Eltern ererbt zu haben. Der charmante, aufgeweckte Junge hatte leider kriminelle Instinkte, die sich schon früh zeigten. Rachel war der Meinung, daß man ihm seine kleinen Diebereien und Lügen abgewöhnen könne, aber leider hatte sie sich geirrt.

Clark war ein schlechter Schüler, und später wurde er von der Universität relegiert. Dann begannen für Leo und Rachel die wirklichen Schwierigkeiten; sie versuchten, eine Reihe peinlicher Zwischenfälle zu übersehen und den Jungen mit Liebe und Güte auf die rechte Bahn zu bringen. Und schließlich war es dann zu jenem letzten Tag gekommen, an dem ihm das Gefängnis gedroht hatte. Ohne einen Pfennig war er im Sonneneck erschienen und hatte kategorisch eine große Geldsumme gefordert. Als ihm diese verweigert wurde, verließ er das Haus mit der Drohung, er werde zurückkommen und sich das Geld

holen.

An diesem Tag war Rachel ermordet worden.

Wie weit entfernt das alles jetzt war – die langen Kriegsjahre, während derer die Kinder in ihrem Haus aufwuchsen. Auch seine eigene Person blieb in der Erinnerung nur ein farbloser Schatten. Und nicht nur in der Erinnerung, er war noch immer müde, geistig erschöpft, als wäre mit dem Hinscheiden der robusten, lebensfrohen Rachel auch seine Lebenskraft verronnen. Und in seiner Erschöpfung sehnte er sich nach Liebe und nach Wärme.

Er konnte sich nicht entsinnen, wann er zuerst bemerkte, daß es einen Menschen gab, der ihm eben das geben konnte – Gwenda, die perfekte, stets hilfsbereite Sekretärin, klug und gütig, immer zu seiner Verfügung. In gewisser Weise erinnerte sie ihn an die junge Rachel der Verlobungszeit. Wann hatte er bemerkt, daß sie ihn liebte? Es war schwer festzustellen; jedenfalls war es keine plötzliche Offenbarung gewesen.

Aber er entsann sich genau des *Tages*, an dem ihm klarwurde, daß auch er sie liebte und daß sie ihm, solange Rachel lebte, nicht gehören konnte.

Leo seufzte, beugte sich vor und trank seinen erkalteten Tee.

9

Wenige Minuten nachdem Calgary ihn verlassen hatte, empfing Dr. MacMaster einen zweiten Besucher, der ihm wohlbekannt war und den er freudig begrüßte.

»Wie nett, Sie zu sehen, Don! Kommen Sie herein, erzählen Sie mir alles! Ja, ich erkenne es an Ihrer gerunzelten Stirn, daß Sie etwas auf dem Herzen haben!«

Dr. Donald Craig lächelte betrübt. Er war ein gutaussehender, seriöser junger Mann, der sich und seine Arbeit sehr ernst nahm. Der alte Arzt mochte seinen Nachfolger gut leiden, obwohl er manchmal wünschte, daß der junge Mann etwas mehr Sinn für Humor hätte.

Craig weigerte sich, etwas zu trinken, und kam sofort zur Sache.

»Ich mache mir große Sorgen, MacMaster«, sagte er.

»Ein komplizierter Fall?« fragte Mr. MacMaster.

»Nein, es hat nichts mit der Praxis zu tun, es handelt sich um eine persönliche Angelegenheit«, erwiderte Craig.

MacMasters Gesichtsausdruck veränderte sich sofort.

»Das tut mir leid, mein Junge. Was ist los?«

»Es ist ziemlich verzwickt, und ich muß Sie um Ihren Rat bitten, Mac, weil Sie die Familie so gut kennen.«

Mac Master hob die buschigen Augenbrauen.

»Um was handelt *es* sich?«

»Um die Jacksons – ich nehme an, Sie wissen, daß Hester Jackson und ich –«

Der alte Arzt nickte.

»Ich liebe sie sehr«, sagte Donald einfach, »und ich

glaube annehmen zu dürfen, daß sie meine Zuneigung erwidert – und jetzt – jetzt überstürzen sich in den letzten Tagen plötzlich die Ereignisse!«

»Sprechen Sie von Clark Jacksons Begnadigung, die leider zu spät gekommen ist?«

»Ja, und ich muß zugeben, daß es mir lieber gewesen wäre, wenn diese neuen Beweise nicht ans Tageslicht gekommen wären.«

»Sie sind nicht der einzige, der diese Ansicht vertritt«, erwiderte MacMaster. »In diesem Punkt sind sich alle einig – der Kriminaloberkommissar, die Familie Jackson und selbst der Mann, der von der Polarexpedition zurückkehrte und den Beweis erbrachte. Er war übrigens heute nachmittag hier.«

Donald Craig blickte erstaunt auf.

»Wirklich? Was hat er gesagt? Hat er eine Ahnung, wer …?«

Dr. MacMaster schüttelte den Kopf.

»Nein, er hat keine Ahnung. Wie könnte er auch? Er erscheint urplötzlich auf der Bildfläche, er sieht die Familie zum erstenmal. Nein, es hat den Anschein, daß niemand eine Ahnung hat.«

»Das fürchte ich auch.«

»Worüber regen Sie sich so auf, Don?«

Donald Craig holte tief Atem.

»Hester und ich wollten an dem Tag, als dieser Calgary bei den Jacksons erschien, zu einem Vortrag nach Drymouth gehen, und dann rief sie mich an und sagte, daß sie sehr beunruhigende Nachrichten erhalten habe und leider nicht mit mir ausgehen könne. Sie erwähnte Dr. Calgarys Namen bei dieser Gelegenheit nicht. Sie war offenbar sehr erregt und – und – es läßt sich schwer

erklären, sie schien einen schweren Schock erlitten zu haben.«

»Das war kaum anders zu erwarten«, sagte der Arzt. »Sie ist noch sehr jung, knapp zwanzig, wenn ich mich nicht irre.«

»Aber warum ist sie so erregt? Wovor hat sie Angst?«

»Hat sie wirklich Angst? Nun ja, es wäre schon möglich …«

»Woran denken Sie, Mac? Was halten Sie davon?«

»Es ist viel wichtiger, was Sie davon halten.«

»Wenn ich nicht Arzt wäre, würde ich wahrscheinlich gar nicht auf solche Gedanken kommen«, sagte der junge Mann bitter.

»Ich wäre davon überzeugt, daß Hester nicht imstande ist, etwas Unrechtes zu tun. Aber wie die Dinge nun einmal liegen …«

»Ja? Sprechen Sie sich ruhig aus, Don.«

»Ich glaube zu wissen, was in Hester vorgeht. Sie leidet noch immer unter den unstabilen Verhältnissen ihrer frühesten Jugend, die einen Minderwertigkeitskomplex erzeugt haben.«

»Ich weiß – so nennt man das heutzutage.«

»Sie hat bisher noch keine Zeit gehabt, sich richtig einzufügen.

Bis zum Tag der Tragödie lehnte sie sich heftig gegen Bevormundung und übertriebene Mutterliebe auf, wie es so viele junge Mädchen tun. Sie wollte rebellieren, sich selbständig machen, das hat sie mir selbst erzählt. Sie lief von zu Hause fort und wurde Mitglied eines drittrangigen Wandertheaters.

Ihre Mutter reagierte sehr vernünftig. Sie schlug vor, daß Hester eine der anerkannten Theaterschulen in London

besuchen und den Schauspielerberuf gründlich erlernen sollte.

Aber das paßte Hester nicht in den Kram. Sie beabsichtigte nicht wirklich, Schauspielerin zu werden, sie wollte nur ihre Unabhängigkeit beweisen. Die Jacksons widersetzten sich ihr nicht, sondern gaben ihr einen reichlichen Monatswechsel.«

»Das war sehr vernünftig von ihnen«, stellte MacMaster fest.

»Schließlich verliebte sie sich in einen Schauspieler des Wandertheaters, einen Mann in mittleren Jahren, mußte jedoch bald einsehen, daß diese unerfreuliche Affäre zu nichts führte. Mrs. Jackson erschien auf der Bildfläche, nahm sich den Schauspieler vor, und dann fuhr Hester mit ihr nach Hause.«

»Nachdem sie ihre Lektion gelernt hatte, wie man in meiner Jugend zu sagen pflegte«, meinte MacMaster. »Natürlich macht es keinem Spaß, Lektionen dieser Art zu erlernen, auch Hester nicht.«

»Sehr richtig. Sie fühlte sich mißverstanden, und sie konnte den heimlichen Groll gegen ihre Mutter um so weniger überwinden, als sie wußte, daß Mrs. Jackson von Anfang an recht gehabt hatte. ›Auf Mutter kannst du dich verlassen.‹ Für viele junge Menschen ist diese Erkenntnis eine bittere Pille.«

»Eben das war Mrs. Jacksons größte Schwierigkeit, obwohl sie sich dessen gar nicht bewußt war. Junge Menschen können nichts schwerer ertragen als Eltern, die von ihrer Unfehlbarkeit überzeugt sind und aus ihrer Überlegenheit kein Hehl machen.«

»Ich bin mir über diese Dinge völlig im klaren«, sagte Donald Craig, »und deshalb …«

»Ich weiß, deshalb fürchten Sie, daß es Hester war, die

den Streit mit anhörte, die leidenschaftlich auf Clarks Seite stand, die seit langem gegen die Tyrannei ihrer Mutter rebellierte, die in das Zimmer ging, den Feuerhaken in die Hand nahm und Mrs. Jackson erschlug. Das fürchten Sie, nicht wahr?«

Der junge Mann nickte verzweifelt.

»Ich glaube es nicht, aber ich habe das Gefühl, daß es unter Umständen so gewesen sein

ich muß nur *Bescheid wissen!*«

»Wären Sie bereit, Hester zu heiraten, auch wenn sie ihre Mutter ermordet haben sollte? Glauben Sie, daß Sie unter diesen Umständen mit ihr glücklich werden könnten?«

»Ja.«

»Machen Sie sich nichts vor, mein Lieber! Sie würden sich fragen, ob der bittere Geschmack im Kaffee wirklich nur Kaffee sei, und Sie würden den Feuerhaken, der am Kamin hängt, für übertrieben groß und schwer halten. Und Hester würde Ihre Gedanken erraten. Nein, so geht es nicht …«

»Ich kann mich jetzt natürlich nicht mehr genau erinnern«, sagte Leo, »aber damals war ich der Meinung, es hätte geklingelt.

Ich wollte gerade hinuntergehen, als ich das öffnen und Schließen der Haustür zu hören glaubte. Ich vernahm aber bestimmt keine lauten Stimmen, auch kein Geräusch, das darauf hätte schließen lassen, daß sich jemand gewaltsam Eintritt verschaffen wollte – das wäre mir keinesfalls entgangen.«

»Wir alle wissen, daß es skrupellose Menschen gibt, die behaupten, in einer verzweifelten Lage zu sein, sich unter diesem Vorwand Eintritt verschaffen und ihr ahnungsloses Opfer niederschlagen, bevor sie sein Geld oder seine Juwelen stehlen.

Ich nehme an, daß sich das in diesem Fall ereignet hat.«

Marshall sprach mit etwas zuviel Überzeugungskraft. Dabei blickte er sich aufmerksam in dem kleinen Kreis um und versuchte, sich von jedem einzelnen ein genaues Bild zu machen.

Die hübsche Mary Durrant schien phantasielos, unbeschwert und sehr selbstsicher zu sein. Ihr Gatte, der hinter ihr in einem Kranken342.13654 Tm[u0.056.69992 342.13

Mrs. Jackson von Anfang an nicht leiden, und dieses Gefühl beruhte auf Gegenseitigkeit. Sie war gegen seine Heirat gewesen, aber es war ihr nicht gelungen, Mary davon abzubringen. Zuerst verlief sein Leben mit Mary sehr glücklich, sie waren frei und unabhängig. Aber bald begann alles schiefzugehen; die südamerikanische

»Wenn der Krieg vorbei ist, kannst du zurückkommen«, sagte seine Mutter zu ihm, aber es klang nicht sehr überzeugend, und er fühlte, daß ihr die Trennung von ihm nicht schwerfiel. Andere Mütter waren mit ihren Kindern evakuiert worden, aber seine Mutter zog es vor, mit einem »Onkel« nach Nordengland zu fahren und dort in einer Munitionsfabrik zu arbeiten.

Im Sonneneck kam er sich wie ein Gefangener vor; er mußte essen, was ihm vorgesetzt wurde, fade »gesunde« Kost, und um sechs Uhr steckten sie ihn bereits ins Bett und zwangen ihn, heiße Milch zu

Mann gänzlich vernachlässigen? Noch dazu einen so guten, prachtvollen Mann! Mrs. Jackson bemerkte nicht, was sich unter ihren eigenen Augen abspielte. Seine Sekretärin war ein hübsches Mädchen, das wußte, wie man einen Mann behandeln mußte … Nun, Leo Jacksons Glück stand jetzt nichts me

zu wohnen, besonders weil er sich sehr gut mit seinem Schwiegervater verstand.

Philip – warum benahm er sich so sonderbar? Weshalb bemühte er sich so verzweifelt, Dinge zu ergründen, die ihn nichts angingen?

Leo Jackson blinzelte in das fahle Licht der Morgendämmerung – endlich wurde es Tag. Er hatte sich alles genau überlegt, er wußte, was ihm und Gwenda bevorstand. Nun wollte er die Sachlage vom Standpunkt des Inspektors aus betrachten.

Gwenda hatte sich damals taktvoll ins Nebenzimmer verzogen, während er versuchte, Rachel zu trösten, ihr gut zuzureden, zu sagen, daß er ihr recht gebe, daß es sinnlos sei, Clark wieder und wieder zu helfen, daß er diesmal die Folgen selbst tragen müsse. Als Rachel ihn verließ, war sie sichtlich erleichtert.

Dann kam Gwenda zurück ins Zimmer, nahm die Briefe, die abzuschicken waren, und fragte besorgt, ob sie sonst noch etwas für ihn tun könne. Er sagte: »Vielen Dank, das ist alles.« Sie verließ die Bibliothek, ging über den Korridor zur Treppe, dann hinunter … sie kam an Rachels Zimmer vorbei, sie verließ das Haus, und niemand sah sie gehen.

Er selbst blieb allein in der Bibliothek zurück … niemand konnte bestätigen, daß er nicht hinunter in Rachels Zimmer gegangen war. Es bestand kein Zweifel, daß sowohl er wie Gwenda theoretisch die Möglichkeit gehabt hätten, den Mord zu begehen. Außerdem hätten sie ein Motiv gehabt, denn schon damals liebten sie sich.

Und niemand konnte ihre Schuld oder ihre Unschuld beweisen.

13

Inspektor Huish bemühte sich um einen höflichen, fast entschuldigenden Ton. »Ich weiß, wie schmerzlich es Ihnen allen ist, die Vergangenheit wieder aufzurühren, aber leider bleibt uns keine Wahl. Es stand in allen Morgenzeitungen, daß Clark Jackson jetzt, nach seinem Tode, begnadigt wurde, und das bedeutet, daß wir einen Irrtum begangen haben.« Er fügte nach kurzer Pause hinzu: »Ein Irrtum, der ohne Dr. Calgarys Aussage unvermeidlich war.«

»Mein Sohn erklärte bei seiner Verhaftung, daß er zur Zeit des Verbrechens im Auto eines Fremden auf dem Wege nach Drymouth gewesen sei«, sagte Leo Jackson kalt.

»Das stimmt, und wir gaben uns die größte Mühe, den Zeugen zu finden, der die Richtigkeit dieser Aussage bestätigen konnte.

Ich kann Ihre Verbitterung nur zu gut verstehen, Mr. Jackson.

Ich suche nicht einmal nach einer Ausrede. Polizei und Kriminalbeamte haben lediglich die Aufgabe, Beweise zu sammeln; der Staatsanwaltschaft bleibt die Entscheidung überlassen, ob die Anklage auf Grund dieser Beweise erhoben wird. In diesem Fall entschied sich der Staatsanwalt zur Anklage. Dürfte ich Sie bitten, noch einmal die Tatsachen und Zeiten mit mir zu vergleichen?«

»Welchen Sinn soll das jetzt noch haben?« fragte Hester ärgerlich. »Der Täter ist wahrscheinlich am anderen Ende der Welt – Sie werden ihn doch nicht finden.«

»Vielleicht ja, vielleicht nein«, erwiderte Huish milde.

»Sie glauben nicht, wie oft es uns gelungen ist, den Täter viele Jahre später zu fassen. Man darf in diesem Beruf niemals die Geduld verlieren und niemals nachgeben.«

Hester wandte sich ab, und die empfindsame Gwenda, die eine heimliche Drohung in den Worten des Inspektors zu erkennen glaubte, zitterte einen Augenblick, als habe ein kalter Wind sie gestreift.

Huish richtete seinen Blick auf Leo.

»Beginnen wir mit Ihnen, Mr. Jackson«, sagte er.

»Was wollen Sie noch wissen, Inspektor? Meine Aussage muß doch in Ihren Akten zu finden sein, und ich werde jetzt wahrscheinlich weniger akkurate Angaben machen als damals. Man vergißt die genauen Zeiten im Laufe der Jahre.«

»Darauf sind wir natürlich vorbereitet«, erwiderte Huish. »Aber es besteht doch immer die Möglichkeit, daß irgendeine unwichtige Tatsache auftaucht, die man seinerzeit übersehen hat … Und jetzt möchte ich Sie bitten, noch einmal mit mir – Schritt für Schritt – die Ereignisse durchzugehen. Sie hatten bereits Tee getrunken, nicht wahr?«

»Ja, wir nahmen unseren Tee, wie gewöhnlich, um fünf Uhr im Eßzimmer. Wir waren alle dort, mit Ausnahme von Mr. und Mrs. Durrant, die in ihrem eigenen Wohnzimmer Tee tranken.«

»Ich war damals noch hilfloser als jetzt, denn ich war gerade erst aus dem Krankenhaus entlassen worden«, bemerkte Philip.

»Ich verstehe.« Huish wandte sich wieder an Leo. »Sie waren alle im Eßzimmer – würden Sie mir die Betreffenden bitte aufzählen?«

»Meine Frau und ich, meine Tochter Hester, Miss Smith

und Miss Lindstrom.«

»Was geschah dann?«

»Nach dem Tee ging ich mit Miss Smith hinauf in dieses Zimmer, um die Arbeit an meinem Buch über die Volkswirtschaft des Mittelalters fortzusetzen. Meine Frau begab sich in ihr Wohnzimmer, das ihr gleichzeitig als Büro diente. Dort beschäftigte sie sich mit den Plänen für einen Kinderspielplatz, den sie der hiesigen Gemeinde stiften wollte.«

»Hörten Sie die Ankunft Ihres Sohnes Clark?«

»Nein, aber wir beide hörten die Haustürklingel, ohne zu wissen, wer es war.«

»Fragten Sie sich nicht, wer es sein könnte, Mr. Jackson?«

Leo sah ihn leicht belustigt an.

»Ich habe mir darüber nicht weiter den Kopf zerbrochen, Inspektor. Meine Gedanken waren im fünfzehnten Jahrhundert – nicht im zwanzigsten. Meine Frau, Hester, Miss Lindstrom und eine Putzfrau waren unten, und niemand erwartete, daß ich die Tür öffnen würde.«

»Und dann?«

»Nichts Besonderes. Viel später erschien meine Frau in der Bibliothek.«

»Wieviel später?«

Leo runzelte die Stirn. »Ich kann mich wirklich nicht mehr genau erinnern – etwa eine halbe Stunde, bestimmt nicht mehr als eine dreiviertel Stunde später.«

»Ich glaube, Mrs. Jackson ist zwanzig Minuten vor sieben in die Bibliothek gekommen«, stellte Gwenda fest. »Wir sind kurz nach halb sechs vom Teetisch aufgestanden.«

»Was sagte Mrs. Jackson?« fragte Huish.

Leo seufzte.

»Muß ich es wirklich wiederholen? Sie sagte, daß Clark bei ihr war und Geld verlangte. Er sei heftig und erregt gewesen und behauptete, ins Gefängnis zu kommen, falls er das Geld nicht bekäme. Meine Frau weigerte sich, ihm auch nur einen Pfennig zu geben, aber sie war verstört und machte sich bereits große Sorgen; sie wollte von mir wissen, ob sie richtig gehandelt habe.«

»Darf ich Ihnen eine Frage stellen, Mr. Jackson? Warum hat Ihre Frau Sie nicht um Rat gefragt, bevor sie Clark das Geld verweigerte? Erschien Urnen das nicht merkwürdig?«

»Nein, durchaus nicht.«

»Mir wäre es nur natürlich erschienen, daß sie Sie vorher fragte.

Sie hatten sich nicht mit Ihrer Frau gezankt?«

»Nein, bestimmt nicht. Meine Frau war daran gewöhnt, praktische Entscheidungen selbst zu treffen, obwohl sie mich gelegentlich um meine Meinung fragte. Wir hatten uns über Clark und seine Probleme kurz vorher sehr ernsthaft unterhalten, da wir bereits mehrmals größere Geldsummen geben mußten, um ihn vor den Folgen seiner Handlungen zu bewahren. Dabei waren wir zu der Entscheidung gekommen, daß Clark von jetzt an selbst die Verantwortung übernehmen müsse.«

»Trotzdem war sie verstört?«

»Ja, sehr verstört. Ich glaube, daß sie ihm ursprünglich doch noch einmal helfen wollte, aber dann nahm er plötzlich diese drohende Haltung an.«

»Clark war bereits fort, als Ihre Frau zu Ihnen kam, nicht wahr?«

»Ja.«

»Woher wußten Sie das?«

»Von meiner Frau. Sie sagte, Clark habe das Haus fluchend verlassen; im Gehen habe er ihr den dringenden Rat gegeben, das Geld für ihn bereitzuhalten, und hinzugefügt, daß er bald wiederkommen werde.«

»Eine sehr wichtige Frage, Mr. Jackson: Waren Sie beunruhigt bei dem Gedanken, Clark würde wiederkommen?«

»Durchaus nicht. Wir waren an Clarks Aufschneidereien gewöhnt.«

»Sie fürchteten nicht,, daß er zurückkommen und Ihre Frau angreifen würde?«

»Nein, wie ich Ihnen schon damals sagte – ich war wie vor den Kopf geschlagen.«

»Und mit Recht, denn wie sich jetzt herausstellt, kann er es nicht getan haben. Können Sie sich genau daran erinnern, wann Ihre Frau die Bibliothek verließ?«

»Ja, kurz vor sieben – etwa sieben Minuten vor sieben.«

Der Inspektor wandte sich jetzt zu Gwenda Smith.

»Können Sie das bestätigen?«

»Ja.«

»Verlief die Unterhaltung wie geschildert? Können Sie etwas hinzufügen? Hat Mr. Jackson etwas vergessen?«

»Ich habe nur einen Teil der Unterhaltung gehört. Als Mrs. Jackson uns von Clarks Drohungen berichtete, hielt ich es für besser, mich zurückzuziehen, um Mr. und Mrs. Jackson nicht durch meine Gegenwart an einer offenen Aussprache zu hindern. Ich ging in das kleine Zimmer nebenan, in dem ich gewöhnlich tippe. Nachdem Mrs. Jackson die Bibliothek verlassen hatte, kam ich zurück.«

»Also um sieben Minuten vor sieben … und dann, Miss

Smith?«

»Dann fragte ich Mr. Jackson, ob er weiterarbeiten wolle, aber er hatte keine Lust, weil er unterbrochen worden war. Da nichts mehr für mich zu tun war, räumte ich meine Sachen fort und ging.«

»Um wieviel Uhr?«

»Um fünf Minuten nach sieben.«

»Sie gingen hinunter und kamen auf dem Weg zur Haustür an Mrs. Jacksons Wohnzimmer vorbei?«

»Ja.«

»War die Tür zu ihrem Zimmer offen?«

»Sie stand etwa zehn Zentimeter offen.«

»Sie sind nicht hineingegangen, um Mrs. Jackson gute Nacht zu sagen?«

»Nein.«

»Taten Sie das im allgemeinen nicht?«

»Nein. Wozu sollte ich sie bei ihrer Arbeit stören?«

»Wenn Sie hineingegangen wären, hätten Sie wahrscheinlich ihre Leiche entdeckt.«

Gwenda zuckte die Achseln.

»Schon möglich, obwohl wir alle damals annahmen, daß sie etwas später ums Leben gekommen sei. Clark hätte kaum Zeit gehabt –«

Sie unterbrach sich.

»Sie haben vergessen, daß Clark sie nicht ermordet hat – daher hätte sie um diese Zeit bereits tot sein können.«

»Das wäre möglich gewesen.«

»Sie verließen das Sonneneck und gingen sofort nach Hause, nicht wahr?«

»Ja, und bei meiner Rückkunft sprach ich mit meiner

Wirtin.«

»Begegnete Ihnen irgend jemand auf dem Heimweg?«

»Ich glaube nicht«, erwiderte Gwenda stirnrunzelnd. »Jedenfalls kann ich mich nicht mehr genau erinnern. Es war kalt und dunkel … und diese Straße ist eine Sackgasse. Ich glaube nicht, daß mir jemand begegnete, bis ich zum ›Roten Löwen‹ kam – dort sah ich ein paar Leute.«

»Fuhren Autos vorüber?«

Gwenda sah ihn erstaunt an.

»Ja, ich erinnere mich an ein Auto, das dicht an mir vorüberfuhr – der Straßenschlamm spritzte hoch, und ich mußte mir zu Hause den Rock reinigen.«

»Was für ein Auto?«

»Keine Ahnung, es kam am Anfang unserer Straße an mir vorbei und kann vor jedem beliebigen Haus gehalten haben.«

Huish wandte sich wieder an Leo.

»Sie sagten, daß Sie es noch einmal läuten hörten, nachdem Ihre Frau Sie verlassen hatte?«

»Ich glaube ja, aber ich bin nicht ganz sicher.«

»Um wieviel Uhr?«

»Das weiß ich nicht mehr.«

»Glaubten Sie, es könnte Ihr Sohn Clark sein?«

»Ich dachte nicht darüber nach, ich war wieder bei der Arbeit.«

»Noch eine Frage, Mr. Jackson: Wußten Sie damals, daß Ihr Sohn verheiratet war?«

»Nein, ich hatte keine Ahnung davon.«

»Hat es auch seine Mutter nicht gewußt?«

»Ganz bestimmt nicht – sie hätte es mir sofort erzählt.

Ich bekam einen großen Schock, als Miss Lindstrom an einem der nächsten Tage in mein Zimmer kam und sagte: ›Unten ist eine junge Frau, die behauptet, mit Clark verheiratet zu sein – das kann doch nicht stimmen!‹ Sie waren ganz außer sich, nicht wahr, Kirsty?«

»Ich konnte es einfach nicht glauben«, erwiderte Kirsten. »Ich fragte sie zweimal, bevor ich zu Mr. Jackson ging.«

»Wie ich höre, waren Sie sehr gut zu der jungen Frau«, sagte Huish zu Leo.

»Ich habe ihr natürlich geholfen. Inzwischen hat sie sich wieder verheiratet, ihr Mann scheint ein braver Bursche zu sein.«

Huish nickte, dann wandte er sich an Hester.

»Würden Sie mir jetzt noch einmal erzählen, was Sie an diesem Tag nach dem Tee taten, Miss Jackson?«

»Das weiß ich nicht mehr«, erwiderte Hester unfreundlich.

»Inzwischen sind immerhin zwei Jahre vergangen!«

»Wenn ich mich nicht irre, halfen Sie Miss Lindstrom beim Abwaschen des Teegeschirrs?«

»Das stimmt, und dann ging sie hinauf in ihr Zimmer«, sagte Kirsten. »Weißt du nicht mehr, daß du am Abend ins Theater nach Drymouth gegangen bist, Hester?«

Hester machte noch immer einen brummigen, unfreundlichen Eindruck.

»Es steht doch alles in Ihren Akten, warum stellen Sie uns wieder die gleichen Fragen?« meinte sie vorwurfsvoll zu Huish.

»Weil man nie wissen kann, wozu es gut ist. Um wieviel Uhr haben Sie das Haus verlassen, Miss Jackson?«

»So gegen sieben.«

»Hörten Sie die Auseinandersetzung zwischen Ihrer Mutter und Ihrem Bruder Clark?«

»Nein, ich habe nichts gehört, ich war oben.«

»Aber Sie sahen Mrs. Jackson, bevor Sie das Haus verließen?«

»Ja, ich brauchte dringend Geld, weil ich auf dem Weg nach Drymouth tanken mußte. Deshalb ging ich zu Mutter und bat sie, mir zwei Pfund zu geben.«

»Hat sie Ihnen das Geld gegeben?«

»Nein, Kirsty gab es mir.«

Huish sah etwas erstaunt aus.

»Das steht nicht in unseren Akten.«

»Es war aber trotzdem so«, sagte Hester trotzig. »Ich ging hinein und bat Mutter um zwei Pfund; Kirsty war in der Diele und hörte mich. Sie rief mir zu, daß sie mir das Geld geben werde, sie sei auch im Begriff auszugehen. Und Mutter sagte: ›Ja, laß es dir von Kirsten geben.‹«

»Ich war auf dem Weg in den Hausfrauenverein«, erklärte Kirsten. »Ich wußte, daß Mrs. Jackson viel zu tun hatte und nicht gestört werden wollte.«

»Außerdem ist es doch ganz egal, wer mir das Geld gegeben hat«, sagte Hester. »Sie wollten vor allem wissen, wann ich Mutter zuletzt sah … also, ich ging hinaus zu Kirsty und ließ mir das Geld von ihr geben; dann kehrte ich noch einmal schnell in Mutters Zimmer zurück, um ihr gute Nacht zu sagen. Sie wünschte mir viel Vergnügen für das Theater und ermahnte mich, vorsichtig zu fahren – das tat sie immer. Danach habe ich Mutter nicht mehr gesehen.«

»Und dann?«

»Dann ging ich in die Garage, holte meinen Wagen heraus und fuhr fort.«

»Was tat Miss Lindstrom?«

»Sie verließ das Haus sofort, nachdem sie mir das Geld gegeben hatte.«

»Am Ende der Straße fuhr Hester in ihrem Auto an mir vorbei«, sagte Kirsten schnell. »Sie muß gleich nach mir fortgefahren sein. Sie fuhr den Hügel hinauf, der zur Hauptstraße führt, während ich links abbog und ins Dorf ging.«

Hester öffnete den Mund, als wollte sie etwas sagen, schloß ihn jedoch schnell wieder.

Huish fragte sich, ob Kirsten Lindstrom ihm klarmachen wollte, daß Hester nicht die Zeit gehabt hätte, das Verbrechen zu begehen. Wäre es möglich, daß Hester ihrer Mutter nicht ruhig gute Nacht gesagt, sondern einen Streit mit ihr gehabt hatte, in dessen Verlauf sie sie erschlug?

Er ließ sich seine Gedanken nicht anmerken und fragte liebenswürdig: »So, Miss Lindstrom, jetzt sind Sie an der Reihe. An was erinnern Sie sich?«

Sie war nervös und konnte ihre Hände nicht stillhalten.

»Nach dem Tee half Hester mir abräumen und abwaschen, dann ging sie hinauf, dann kam Clark.«

»Sie hörten ihn?«

»Ja, ich machte ihm die Tür auf. Er sagte, er habe seinen Schlüssel verloren, dann ging er sofort ins Zimmer seiner Mutter, und ich hörte ihn sagen: ›Ich sitze in der Klemme, du mußt mir helfen!‹ Weiter hörte ich nichts, denn ich ging zurück in die Küche, um das Abendessen vorzubereiten.«

»Hörten Sie ihn gehen?«

»O ja – er sprach mit lauter Stimme –, ich kam schnell aus der Küche und sah ihn in der Diele stehen. Er war sehr

wütend, er brüllte. ›Ich komme zurück, und ich rate dir, das Geld für mich bereitzuhalten, sonst …‹ Es klang wie eine schreckliche Drohung.«

»Und dann?«

»Dann warf er die Tür krachend zu, und Mrs. Jackson kam in die Diele. Sie war blaß und aufgeregt. ›Haben Sie das gehört?‹ fragte sie mich. ›Ist er in Schwierigkeiten?‹ wollte ich wissen. Sie nickte und ging hinauf in die Bibliothek. Ich deckte inzwischen den Tisch und machte mich zum Ausgehen fertig. Im Hausfrauenverein sollte am nächsten Tag ein Wettbewerb für die schönste Tischdekoration stattfinden, und ich hatte versprochen, zwei Bücher über künstlerischen Blumenschmuck hinzubringen.«

»Und wann kehrten Sie vom Hausfrauenverein zurück?«

»Gegen halb acht. Ich schloß die Haustür auf und ging sofort in Mrs. Jacksons Zimmer, um ihr Grüße zu bestellen. Sie saß am Schreibtisch, ihr Kopf ruhte auf ihren Händen. Der Feuerhaken lag auf der Erde, die Schreibtischschubladen standen offen. Ein Einbrecher, dachte ich, sie ist überfallen worden – und ich hatte nur zu recht mit dieser Annahme, wie sich jetzt herausstellt. Es *war* ein Einbrecher, ein Außenstehender!«

»Den Mrs. Jackson selbst ins Haus gelassen hatte?«

»Warum nicht?« fragte Kirsten trotzig. »Sie war sehr gutmütig, und sie fürchtete sich vor niemandem. Außerdem war sie ja nicht allein im Haus. Ihr Mann war da, Gwenda und Mary – sie brauchte nur zu rufen.«

»Aber sie hat nicht gerufen«, stellte Huish fest.

»Stimmt, wer immer es war, muß ihr eine glaubwürdige Geschichte erzählt haben. Sie setzte sich an ihren Schreibtisch, vielleicht suchte sie nach ihrem Scheckbuch, und er hatte in diesem Augenblick die Möglichkeit, den

Feuerhaken zu ergreifen und sie zu erschlagen. Vielleicht wollte er sie nicht einmal töten, vielleicht wollte er sie einfach nur betäuben, um sich dann in Ruhe nach ihrem Schmuck und ihrem Geld umzusehen.«

»Er hat sich nicht sehr gründlich umgesehen, er hat nur ein paar Schubladen geöffnet.«

»Vielleicht hörte er ein Geräusch im Haus und wurde nervös.

Vielleicht stellte er fest, daß er sie versehentlich getötet hatte, und verließ daraufhin fluchtartig das Haus. Ja, ja. So muß es gewesen sein«, schloß Kirsten ängstlich.

Warum betonte sie das so?

Hatte sie Angst? Es wäre technisch möglich, daß sie ihre Herrin ermordet und dann die Schreibtischschubladen geöffnet hatte, um einen Einbruch vorzutäuschen. Der Polizeiarzt konnte nur aussagen, daß der Tod zwischen sieben und halb acht eingetreten war.

»Höchstwahrscheinlich ist es so gewesen«, sagte Inspektor Huish freundlich.

Sie atmete erleichtert auf und lehnte sich zurück. Jetzt wandte er sich an die Durrants.

»Sie beide haben nichts gehört?«

»Nein, wir haben gar nichts gehört.«

»Ich brachte unseren Tee nach oben«, sagte Mary. »Unser Zimmer liegt ziemlich abseits. Wir saßen ruhig dort, bis wir einen Schrei hörten. Es war Kirsten. Sie hatte Mutters Leiche gefunden.«

»Bis dahin verließen Sie das Zimmer nicht?«

»Nein.« Mary sah ihn offen an. »Wir haben Pikett gespielt.«

Philip wußte selbst nicht, warum er sich so unbehaglich fühlte.

Polly war schließlich nur seinem Rat gefolgt … vielleicht staunte er über ihre Ruhe und Sicherheit.

Du bist eine großartige Lügnerin, Polly, dachte er.

»Ich war damals schon ebenso unbeweglich wie heute, Inspektor«, erklärte er.

»Aber jetzt geht es Ihnen doch viel besser, Mr. Durrant, nicht wahr?« meinte der Inspektor liebenswürdig. »Sehr bald werden Sie wieder gehen können.«

»Leider erfordert es viel Geduld.«

Huish wandte sich an die beiden Familienmitglieder, die bisher kein Wort gesagt hatten. Micky saß mit gekreuzten Armen und einem leicht spöttischen Lächeln in einer Ecke, die kleine graziöse Tina lehnte sich in ihrem Sessel zurück und blickte von einem zum anderen.

»Ich weiß, daß keiner von Ihnen im Hause war«, sagte er. »Aber vielleicht könnten Sie mir trotzdem noch einmal sagen, was Sie an jenem Abend taten.«

»Sollen wir das alles wirklich wiederholen?« fragte Micky ironisch. »Aber wie Sie wollen. Also – ich arbeitete an meinem Wagen, die Kupplung war nicht in Ordnung. Ein wenig später machte ich eine Probefahrt von Drymouth nach Minchin Hill über die Moor Road und zurück durch Ipsley. Leider sind Autos stumm und lassen sich nicht als Zeugen verwenden.«

Tina starrte Micky mit ausdruckslosem Gesicht an.

»Und Sie, Miss Jackson? Sie arbeiten in der Bibliothek in Redmyn, nicht wahr?«

»Ja, wir schließen um halb sechs. Ich machte ein paar Einkäufe in der Hauptstraße, dann ging ich nach Hause. Ich habe eine kleine Wohnung in einem Neubau in der Morecombe Road.

Ich kochte mir mein Abendbrot; danach verbrachte ich

einen ruhigen Abend zu Hause und spielte Grammophon.«

»Sind Sie gar nicht ausgegangen?«

Nach einer kurzen Pause sagte Tina: »Nein, ich bin nicht ausgegangen.«

»Sind Sie ganz sicher, Miss Jackson?«

»Ja, ganz sicher.«

»Wie ich höre, haben Sie ein Auto.«

»Ja.«

»Sie hat eine Isetta«, sagte Micky.

»Das stimmt«, bestätigte Tina.

»Wo steht Ihr Auto?«

»In einer Seitenstraße in der Nähe von unserem Neubau. Ich habe keine Garage.«

»Können Sie uns sonst bestimmt weiter nichts mitteilen, Miss Jackson?«

Huish wußte selbst nicht, warum er sie so nachdrücklich fragte.

»Nein, leider nicht, Inspektor.«

Micky streifte sie mit einem schnellen Blick. Huish seufzte.

»Ich fürchte, wir haben Ihnen nicht sehr viel geholfen, Inspektor«, sagte Leo.

»Das kann man nie wissen, Mr. Jackson. Ein wirkliches Rätsel ist die Sache mit dem Geld …«

»Mit dem Geld?«

»Ich spreche von dem Geld, das Mrs. Jackson von der Bank abhob, und besonders von der Fünfpfundnote, auf deren Rückseite eine Mrs. Bottleberry Namen und Adresse geschrieben hatte. Es war ein wichtiger Beweis für den Staatsanwalt, daß diese und andere Fünfpfundnoten bei seiner Verhaftung in Clark Jacksons Besitz waren. Er

sagte unter Eid aus, Mrs. Jackson habe ihm das Geld gegeben, aber Mrs. Jackson versicherte Ihnen und Miss Smith, daß sie Clark kein Geld gab – wie ist er also dazu gekommen? Dr. Calgary hat uns bestätigt, daß er nicht ins Sonneneck zurückgekommen sein kann. Er muß das Geld also bei sich gehabt haben, als er das Haus verließ. Wer gab es ihm? Sie vielleicht?« Er sah Kirsten Lindstrom durchdringend an, und sie errötete ärgerlich.

»Ich? Natürlich nicht. Wie sollte ich?«

»Wo bewahrte Mrs. Jackson das Geld auf, das sie am Morgen von der Bank abgehoben hatte?«

»Im allgemeinen tat sie ihr Geld in eine ihrer Schreibtischschubladen«, erwiderte Kirsten.

»Schloß sie die Schublade ab?«

»Wahrscheinlich hat sie die Schublade verschlossen, bevor sie zu Bett ging«, sagte Kirsten nach kurzer Überlegung.

Huish sah Hester an und fragte kurz:

»Haben Sie das Geld aus der Schublade genommen und Ihrem Bruder gegeben?«

»Ich wußte nicht einmal, daß er da war. Und wie hätte ich es ohne Mutters Wissen nehmen können?«

»Sie hätten es ohne Schwierigkeiten an sich nehmen können, als Ihre Mutter hinauf in die Bibliothek zu Ihrem Vater ging«, sagte Huish.

Würde sie bemerken, daß er ihr eine Falle gestellt hatte? Sie bemerkte es nicht.

»Aber um diese Zeit war Clark doch schon fort, ich …« Sie unterbrach sich verlegen.

»Sie wissen also, um welche Zeit Ihr Bruder das Haus verließ«, stellte Huish fest.

»Ich – ich – weiß es jetzt – aber damals wußte ich es

nicht.

Ich sagte Ihnen doch, daß ich oben in meinem Zimmer war und daß ich nichts hörte. Außerdem hätte ich nicht den geringsten Wunsch gehabt, Clark Geld zu geben.«

»Und ich kann Ihnen nur sagen, daß ich Clark mein eigenes Geld gegeben haben würde – ich hätte es nicht gestohlen!« warf Kirsten erregt dazwischen.

»Davon bin ich überzeugt«, sagte Huish. »Aber Sie sehen, wohin uns das führt.« Er sah Leo nachdenklich an. »Obwohl Mrs. Jackson Ihnen das Gegenteil versicherte, muß sie selbst ihm das Geld gegeben haben.«

»Das glaube *ich* nicht, warum hätte sie es mir dann nicht erzählt?«

»Viele Mütter neigen dazu, den Wünschen ihrer Söhne nachzugeben, aber sie sind zu stolz, es einzugestehen.«

»Sie irren sich, Huish. Meine Frau hat mir niemals etwas verheimlicht.«

»Aber in diesem Fall scheint sie es getan zu haben, es gibt keine andere Möglichkeit«, bemerkte Gwenda Smith.

»Wir müssen die Sache jetzt von einem anderen Standpunkt aus betrachten. Als wir Clark Jackson verhafteten, waren wir davon überzeugt, daß er nicht die Wahrheit sagte. Nun haben wir entdeckt, daß er nicht gelogen hat, als er behauptete, Calgary habe ihn im Auto mitgenommen. Deshalb sollte man auch annehmen, daß seine Mutter ihm wirklich das Geld gegeben hat.«

Es entstand ein peinliches Schweigen.

Huish stand auf. »Jedenfalls danke ich Ihnen allen herzlich. Die Spuren sind inzwischen leider ziemlich verwischt – aber man kann nie wissen.«

Leo brachte ihn zur Tür. Als er zurückkam, sagte er seufzend:

»Also das wäre für den Augenblick vorbei.«

»Nicht nur für den Augenblick, es ist endgültig vorbei – sie werden es niemals erfahren«, sagte Kirsten.

»Was nützt uns das?« fragte Hester verzweifelt.

Ihr Vater ging zu ihr. »Beruhige dich, Kind, die Zeit heilt alle Wunden.«

»Nicht alle Wunden … Was sollen wir nur tun?«

Kirsten legte ihre Hand auf Hesters Schulter und sagte liebevoll:

»Komm mit, Hester.«

»Nein, nein. Ich muß allein sein«, rief Hester und lief aus dem Zimmer. Einen Augenblick später hörten sie die Haustür zuschlagen.

»Diese ganzen Aufregungen sind nicht gut für sie«, meinte Kirsten kopfschüttelnd.

»Sie irrt sich, es stimmt nicht«, bemerkte Philip Durrant nachdenklich.

»Was stimmt nicht?« fragte Gwenda.

»Daß wir die Wahrheit niemals erfahren werden. Ich habe so ein Gefühl …«

Ein sonderbares Lächeln breitete sich über sein Gesicht.

»Vorsicht, Philip!« mahnte Tina.

Er sah überrascht auf. »Nanu, kleine Tina, was weißt denn du von der ganzen Sache?«

»Ich hoffe, daß ich gar nichts davon weiß«, erwiderte Tina klar und deutlich.

14

»Ich nehme an, daß Sie nicht viel Neues erfahren haben«, sagte der Oberkommissar.

»Nein, nicht viel, und doch war es keine reine Zeitvergeudung«, erwiderte Huish.

»So, dann schießen Sie mal los!«

»Über Zeit und Ort sind wir uns im wesentlichen einig. Mrs. Jackson war bis kurz vor sieben am Leben, sie unterhielt sich mit ihrem Mann und mit Gwenda Smith, etwas später sah Hester sie in ihrem Wohnzimmer. Clark Jacksons Alibi ist jetzt in Ordnung. Das bedeutet, daß ihr Mann sie zwischen fünf Minuten nach sieben und halb acht ermordet haben könnte. Gwenda Smith hätte die Gelegenheit um fünf Minuten nach sieben gehabt, Hester kurz vorher und Kirsten Lindstrom etwas später – sagen wir kurz vor halb acht, als sie nach Hause kam. Durrant hat ein Alibi – er ist gelähmt –, aber das Alibi seiner Frau stützt sich lediglich auf seine Aussage. Sie hätte zwischen sieben und halb acht hinuntergehen können, um ihre Mutter zu ermorden, falls sie es im Einverständnis mit ihrem Mann getan hätte.

Allerdings wüßte ich nicht, aus welchem Grund sie den Mord begangen haben sollte. Nach meiner Ansicht haben nur zwei Menschen ein Motiv für die Tat: Leo Jackson und Gwenda Smith.«

»Sie glauben, daß es einer von ihnen war – oder beide?«

»Ich glaube nicht, daß sie es gemeinsam taten. Ich bin davon überzeugt, daß es kein vorbedachtes Verbrechen war, sondern daß der Mörder einem plötzlichen Impuls folgte: Mrs. Jackson betritt die Bibliothek und erzählt den

beiden von Clarks Drohungen und Geldforderungen. Nehmen wir an, daß Leo Jackson etwas später hinuntergeht, um mit ihr über Clark zu reden.

Niemand ist zu sehen, das Haus ist still. Er geht in das Wohnzimmer. Sie sitzt an ihrem Schreibtisch, mit dem Rücken zu ihm, und der Feuerhaken mag noch auf derselben Stelle liegen, auf die Clark ihn nach seiner Drohung geworfen hat. Diese ruhigen, gehemmten Menschen schlagen manchmal ganz plötzlich über die Stränge … er mag ein Taschentuch um die Hand gewunden haben, um Fingerabdrücke zu vermeiden, bevor er den Feuerhaken ergriff und ihn auf ihren Kopf sausen ließ … Dann öffnete er ein paar Schubladen, um einen Einbruch vorzutäuschen. Schließlich ging er schnell hinaus und wartete, bis jemand die Leiche fand … Es wäre natürlich auch möglich, daß Gwenda Smith, als sie an Mrs. Jacksons Zimmer vorbeikam, plötzlich den unwiderstehlichen Drang verspürte, sie zu töten und Clark zum Sündenbock zu machen, weil ihrer Heirat mit Leo Jackson dann nichts mehr dm Wege stehen würde.«

Finney nickte nachdenklich.

»Schon möglich. Jedenfalls waren sie klug genug, ihre Verlobung erst bekanntzugeben, nachdem Clark, der arme Teufel, des Mordes überführt war. Ja, das wäre durchaus möglich.

Verbrechen sind sehr eintönig – entweder ist es der Ehemann und eine andere Frau oder die Ehefrau und ein anderer Mann.

Aber was hilft uns das, Huish?«

»Es hilft uns in der Tat nicht viel, Sir. Und selbst wenn wir persönlich ganz sicher wären – der Staatsanwalt verlangt Beweise.«

»Selbstverständlich, aber sind Sie persönlich ganz

sicher?«

»Leider nicht«, erwiderte Inspektor Huish betrübt.

»Nein? Warum nicht?«

»Weil ich es Mr. Jackson nicht zutraue – ich spreche nicht von dem Mord selbst, aber ich kann mir nicht vorstellen, daß er seinen Sohn preisgegeben hätte.«

»Sie dürfen nicht vergessen, daß Clark nicht sein eigener Sohn war. Außerdem besteht die Möglichkeit, daß Mr. Jackson seit langem auf die große Liebe und Fürsorge eifersüchtig war, die seine Frau ihrem Sohn Clark entgegenbrachte.«

»Das ist möglich, obwohl ich den Eindruck habe, daß Mr. Jackson alle seine Kinder sehr liebte.«

»Und was halten Sie von Miss Smith, der Sekretärin?«

»Falls sie es getan hat, würde sie wahrscheinlich keine Skrupel gehabt haben, Clark zu opfern. Frauen gehen über Leichen.«

»Jedenfalls besteht nach Ihrer Ansicht die Wahrscheinlichkeit, daß Mr. Jackson oder Gwenda Smith den Mord begangen haben.«

»Die Wahrscheinlichkeit besteht«, erwiderte Huish zögernd, »aber irgend etwas geht dort unter der Oberfläche vor … Wenn ich wüßte, was sie denken, was sie voneinander halten.«

»Wenn ich Sie recht verstehe, fragen Sie sich, ob der Familie der Täter bekannt ist, nicht wahr?«

»Ja, und leider kann ich mir diese Frage nicht beantworten.

Wissen sie es? Sind sie übereingekommen, es für sich zu behalten? Eigentlich glaube ich es nicht, ich halte es sogar für möglich, daß sie alle völlig verschiedene Ansichten haben. Auch über die schwedische Haushälterin bin ich

mir nicht recht im klaren, sie scheint ein Nervenbündel zu sein; immerhin ist sie in einem Alter, in dem viele Frauen an Depressionen leiden.

Sie mag Angst um ihre eigene Sicherheit haben oder um die Sicherheit eines anderen. Ich glaube eher, daß es sich um einen anderen handelt.«

»Um Leo?«

»Nein, ich nehme an, daß sie sich um das junge Mädchen Sorgen macht – um Hester.«

»Hester? Halten Sie es für möglich, daß Hester den Mord begangen hat?«

»Ich wüßte nicht, aus welchem Grund. Allerdings ist sie ein leidenschaftliches und ziemlich unausgeglichenes Mädchen.«

»Diese Lindstrom kennt das Mädchen natürlich viel besser als wir.«

»Das ist nur zu richtig … Dann wäre noch Tina, das kleine Halbblut, in Betracht zu ziehen; Tina arbeitet in der Bibliothek in Redmyn.«

»Wenn ich mich recht entsinne, war sie in dieser Nacht nicht im Sonneneck?«

»Stimmt, aber ich habe sonderbarerweise das Gefühl, daß sie etwas weiß.«

»Weiß sie etwas – oder ahnt sie es nur?«

»Schwer zu sagen, jedenfalls macht sie auf mich einen nervösen Eindruck. Dann wäre noch der andere Sohn zu erwähnen – Micky – auch er war nicht im Haus, aber er war allein in seinem Wagen. Er sagt aus, daß er auf einer Probefahrt in der Gegend des Moors und der Nähe von Mindun Hill gewesen sei. Allerdings kann niemand diese Aussage bestätigen. Er hätte hinüberfahren, ins Haus gehen, sie erschlagen und wieder fortfahren können.

Gwenda Smith sagte etwas, das nicht in den ursprünglichen Akten zu finden war. Sie behauptete, daß ein Wagen beim Eingang der Sackgasse an ihr vorbeigefahren war.

In dieser Straße stehen vierzehn Häuser; der Wagen kann zu jedem dieser Häuser gefahren sein, und niemand wird sich nach zwei Jahren daran erinnern. Immerhin ist es möglich, daß es Mickys Wagen war.«

»Aus welchem Grund hätte er seine Adoptivmutter töten sollen?«

»Uns ist kein besonderer Grund bekannt, aber er mag einen gehabt haben.«

»Wer könnte darüber Bescheid wissen?«

»Die ganze Familie«, erwiderte Huish, »aber sie würden es uns nicht sagen – jedenfalls nicht, wenn sie das Gefühl hätten, daß wir gerade daran besonders interessiert sind.«

»Sehr schwierig«, meinte der Kommissar. »Haben Sie weitere Schlachtpläne, Huish?«

Huish zögerte einen Augenblick, dann sagte er: »Ich glaube, es wäre keine schlechte Idee, wenn ich mir Miss Lindstrom noch einmal vornehmen würde. Auch müssen wir uns noch mit dem gelähmten Philip Durrant befassen.«

»Was halten Sie von ihm?«

»Ich glaube, daß er seine eigenen Theorien hat. Allerdings scheint er nicht die Absicht zu haben, sie mir mitzuteilen, aber vielleicht wird es mir doch gelingen, etwas aus ihm herauszuholen. Er ist ein intelligenter Bursche und ein guter Beobachter, er mag ein paar interessante Feststellungen gemacht haben.«

»Komm, laß uns ein bißchen frische Luft schnappen, Tina.«

Tina blickte zu Micky auf und sagte:

»Aber es ist doch so kalt, Micky.«

»Ich glaube, du haßt frische Luft, Tina, sonst könntest du es ja auch nicht aushalten, den ganzen Tag in der Bibliothek eingesperrt zu sein.«

Tina lächelte. »Im Winter bin ich gern in einem warmen Zimmer.«

»Ein bißchen frische Luft wird dir ganz bestimmt guttun, Tina.

Ich möchte mit dir sprechen und versuchen, das Polizeiverhör und die ganze unerfreuliche Angelegenheit im Freien zu vergessen.«

Tina streckte sich und stand mit graziösen katzenhaften Bewegungen auf. In der Diele zog sie ihren schweren Mantel an und knöpfte den Pelzkragen zu.

»Ziehst du dir keinen Mantel an, Micky?«

»Nein, mir macht die Kälte nichts aus.«

»Beneidenswert! Ich kann dir nicht sagen, wie ich dieses Land im Winter hasse; ich wünschte, ich könnte in einem warmen, südlichen Klima leben.«

»Mir ist gerade eine Stellung bei einer Ölgesellschaft im Persischen Golf angeboten worden«, sagte Micky.

»Nimmst du sie an?«

»Nein, ich glaube nicht … Wozu?«

Sie gingen zur Rückseite des Hauses; von dort führte ein gewundener Pfad zu dem schmalen Strand am Fluß. Auf halbem Weg stand ein kleines, windgeschütztes Sommerhäuschen. Sie setzten sich nicht sofort hin, sondern standen einen Augenblick davor und blickten auf den Fluß hinunter.

»Ist es nicht wunderschön hier?« fragte Micky.

»Ja, eigentlich ist es ganz schön«, erwiderte sie.

»Aber du machst dir nicht viel daraus, hab' ich recht, Tina?«

»Vielleicht; übrigens ist es mir in all den Jahren niemals aufgefallen, daß du die Schönheiten dieser Gegend sehr genießt.

Du hast dich immer danach gesehnt, nach London zurückzukehren.«

»Das war etwas anderes, ich gehöre nicht hierher«, sagte Micky kurz.

»Also das ist es – du glaubst, nirgendwo zu Hause zu sein.«

»›Nirgendwo zu Hause zu sein‹ – vielleicht hast du recht, Tina – eigentlich ein furchtbarer Gedanke.«

Nach kurzem Schweigen sagte Tina: »Warum kannst du sie nicht vergessen, Micky?«

»Vergessen? Von wem sprichst du?«

»Von deiner Mutter.«

»Das ist nicht so einfach«, erwiderte Micky bitter. »Wenn jemand ermordet worden ist, wird dafür gesorgt, daß man das Opfer nicht vergißt.«

»Ich spreche nicht von Mrs. Jackson«, sagte Tina. »Ich spreche von deiner richtigen Mutter.«

»Unsinn, warum sollte ich an sie denken? Ich habe sie seit meinem sechsten Jahr nicht gesehen.«

»Trotzdem denkst du dauernd an sie, Micky.«

»Wie kommst du darauf, habe ich jemals darüber gesprochen?«

»Gewisse Dinge fühlt man eben«, erwiderte Tina. Micky warf ihr einen liebevollen Blick zu.

»Du bist ein sanftes, weiches Geschöpf, Tina, du

erinnerst mich an ein kleines schwarzes Kätzchen. Aber ich glaube, du hast Krallen – man muß sich vorsehen, dich nicht gegen den Strich zu streicheln.«

Er strich über den Ärmel ihres Mantels.

»Du hast Mutter Jackson nicht gehaßt, nicht wahr, Tina? Wir anderen haben sie gehaßt.«

»Das war sehr unrecht und ganz unverständlich«, erwiderte Tina. »Sie hat uns allen so viel gegeben, ein Zuhause, Liebe und Güte, gutes Essen, Spielzeug – Sicherheit.«

»Ja, ja«, erwiderte Micky ungeduldig, »ein bißchen Sahne und liebevolle Behandlung, mehr wollte das Kätzchen nicht.«

»Ich war ihr dankbar«, sagte Tina, »im Gegensatz zu euch.«

»Es ist manchmal sehr schwer, dankbar zu sein, wenn man sich dazu verpflichtet fühlt, kannst du das nicht verstehen? Ich wollte diesen Luxus gar nicht. Ich wollte mein eigenes Zuhause nicht verlassen.«

»Wenn du in London geblieben wärest, hättest du leicht bei einem Luftangriff ums Leben kommen können«, stellte Tina fest.

»Ich hätte nichts dagegen gehabt; wenigstens wäre ich zu Hause und bei meiner eigenen Mutter gewesen – und damit wären wir wieder beim Thema angelangt! Es gibt nichts Schlimmeres, als nirgendwo zu Hause zu sein. Aber dir macht das nichts, Kätzchen, du interessierst dich nur für materielle Dinge. Für dich ist das alles viel leichter.«

»Du machst es dir nur selbst unnötig schwer, Micky! Du hast nicht Mrs. Jackson gehaßt, sondern deine eigene Mutter … und falls du Mrs. Jackson ermordet haben solltest, war es nur, weil du in Wirklichkeit deine eigene

Mutter umbringen wolltest.«

»Wie kannst du nur so etwas sagen, Tina, was fällt dir ein …«

Tina unterbrach ihn, ohne sich aus der Ruhe bringen zu lassen.

»Bitte laß mich ausreden, Micky! Und jetzt bist du einsam und unglücklich, weil du niemanden hassen kannst. Aber du mußt es lernen, auch ohne deinen Haß zu leben, auch wenn es dir schwerfällt.«

»Worauf willst du eigentlich hinaus, Tina, wieso kommst du auf den Gedanken, daß ich sie ermordet haben könnte? Du weißt doch ganz genau, daß ich an jenem Tag eine Probefahrt über die Moor Road nach Minchin Hill gemacht habe.«

»Wirklich?« fragte Tina.

Sie stand auf und ging ein paar Schritte zu dem kleinen Aussichtspunkt, von dem aus man den Fluß überblicken konnte.

Micky folgte ihr. Er fragte: »Was gibt's da unten zu sehen, Tina?«

»Wer sind die beiden Leute am Strand?« fragte sie.

»Ich glaube, Hester und ihr Freund, der Doktor«, erwiderte Micky. »Aber das ist ganz uninteressant. Ich möchte wissen, was du vorhin gemeint hast … Um Himmels willen, geh doch nicht so dicht an den Rand!«

»Warum – reizt es dich, mich hinunterzustoßen?«

»Wie kommst du darauf, daß ich an jenem Abend hier gewesen sei?«

Tina antwortete nicht, sie wandte sich um und ging zurück in die Richtung des Hauses.

Plötzlich sagte sie: »Ich mache mir entsetzliche Sorgen um Hester und Don Craig.«

»Hester und ihr Freund interessieren mich nicht; ich habe keine Lust, über sie zu sprechen.«

»Aber ich möchte über sie sprechen, mir sind sie wichtig.«

»Warum hast du nicht schon damals gesagt, daß du glaubtest, ich sei an dem Abend im Haus gewesen, an dem Mutter ermordet wurde?«

»Weil keine Notwendigkeit dazu bestand, weil wir alle glaubten, daß Clark sie ermordet habe.«

»Und jetzt – nachdem wir wissen, daß Clark nicht der Täter war?«

Sie antwortete nicht, sondern ging weiter den Pfad hinauf, der zum Haus führte.

Unten am Strand scharrte Hester mit dem Fuß im Sand.

»Ich weiß wirklich nicht, warum du dich darüber unterhalten willst«, sagte sie.

»Es ist unbedingt nötig«, erwiderte Don Craig. »Du mußt mir wenigstens erzählen, was sich heute ereignet hat.«

»Nichts«, erwiderte Hester.

»Was soll das heißen? War die Polizei nicht da?«

»Doch, natürlich«, erwiderte Hester, »und man hat uns wieder dieselben Fragen gestellt – wo wir waren, und was wir taten, und wann wir Mutter zuletzt am Leben sahen. Aber ich habe keine Lust, weiter darüber zu reden, Don. Jetzt ist das alles vorbei.«

»Nein, es ist nicht vorbei, das ist es ja gerade, Liebling.«

»Warum *du* dich darüber aufregst, verstehe ich überhaupt nicht«, sagte Hester. »Du hast doch nichts damit zu tun?«

»Nein, aber ich will dir helfen, verstehst du das nicht?«

»Es hilft mir nichts, darüber zu sprechen, ich will das Ganze vergessen.«

»Es hat keinen Sinn, Hester, man muß den Tatsachen ins Auge sehen.«

»Ja, das habe ich zur Genüge getan.«

»Ich liebe dich, Hester, das weißt du doch, nicht wahr?«

»Deshalb brauchst du dich nicht wie ein Polizist zu benehmen«, erwiderte Hester scharf.

Ohne ihren Unwillen zu beachten, fuhr Don fort: »Du warst die letzte, die deine Mutter am Leben sah, nicht wahr?«

»Ja, es war kurz vor sieben, an dem Abend, als ich nach Drymouth ins Theater fuhr, um dich zu treffen.«

»Warst du dir damals schon darüber klar, daß ich dich liebe, Hester?«

»Nein, ich wußte nicht einmal, daß ich mich in dich verliebt hatte«, erwiderte Hester.

»Du hattest keinen triftigen Grund, deine Mutter zu ermorden, nicht wahr?«

Nach einer kurzen Pause sagte Hester mit ruhiger Stimme:

»Ich habe oft daran gedacht, sie zu ermorden, manchmal träumte ich sogar, daß ich sie getötet hätte.«

»Auf welche Weise hast du sie im Traum ermordet?«

In diesem Augenblick war Don Craig nicht mehr der liebende Freund, sondern der an einem Fall interessierte Arzt.

»Entweder erschossen oder erschlagen.«

Dr. Craig stöhnte.

»Aber das war ja nur ein Traum«, sagte Hester, »diese

aufregenden Träume habe ich oft.«

Don Craig ergriff ihre Hand.

»Du mußt mir die Wahrheit sagen – unbedingt! Ich liebe dich, und ich werde zu dir halten. Ich kann dein Motiv verstehen – ich meine –, falls du sie wirklich getötet hast. Ich glaube nicht, daß man dich dafür verantwortlich machen könnte, aber wie dem auch sei, du kannst dich darauf verlassen, daß ich nicht zur Polizei gehen werde. Dein Geheimnis ist bei mir sicher, und die ganze Sache wird aus Mangel an Beweisen im Sande verlaufen.

Aber ich muß es wissen.«

Hester sah ihn aus großen Augen verständnislos an.

»Was willst du von mir hören?« sagte sie.

»Die Wahrheit.«

»Du glaubst, die Wahrheit bereits zu kennen, nicht wahr? Du bist davon überzeugt, daß ich sie ermordet habe.«

»Sieh mich nicht so vorwurfsvoll an, Liebling.« Er legte den Arm um ihre Schulter. »Ich bin Arzt. Ich kenne die Hintergründe dieser Dinge, ich weiß, daß man Menschen nicht immer zur Verantwortung ziehen kann. Ich werde dir helfen, dir mit Rat und Tat zur Seite stehen. Wir werden heiraten und glücklich sein. Du brauchst nie wieder das Gefühl zu haben, überflüssig zu sein, nicht geliebt zu werden. Unsere Handlungen sind nur zu oft auf Gründe zurückzuführen, die andere nicht verstehen.«

»Das haben wir damals alle im Zusammenhang mit dem armen Clark gesagt«, stellte Hester fest.

»Clark steht jetzt nicht zur Diskussion. Ich denke einzig und allein an dich, ich liebe dich, Hester, und deshalb muß ich die Wahrheit erfahren.«

»Die Wahrheit?« sagte Hester mit einem spöttischen

Lächeln.

»Ja, die Wahrheit.«

Hester wandte den Kopf und blickte zum Haus.

»Gwenda ruft mich zum Essen.«

»Hester!«

»Würdest du mir glauben, wenn ich dir versichere, daß ich sie nicht getötet habe?«

»Natürlich würde ich … ja, ich würde dir glauben.«

»Davon bin ich leider nicht überzeugt«, erwiderte Hester.

Sie wandte sich unvermittelt um und lief zum Haus hinauf.

15

»Ich habe noch keine Lust, nach Hause zu gehen«, sagte Philip Durrant störrisch.

»Das verstehe ich nicht, Philip. Wir haben die Unterhaltung mit Mr. Marshall und das Polizeiverhör abgewartet, und nun besteht wirklich kein Grund mehr hierzubleiben.«

»Ich glaube, dein Vater freut sich, wenn wir noch eine Zeitlang im Sonneneck bleiben, hauptsächlich weil er gern einen Schachpartner im Haus hat.«

»Er wird einen anderen finden«, sagte Mary kurz. »Morgen kommt Mrs. Cardew zum Silberputzen, schon deshalb möchte ich unbedingt nach Hause gehen.«

»Polly, die perfekte Hausfrau«, meinte Philip lächelnd. »Wetten, daß Mrs. Cardew auch ohne dich das Silber putzen kann? Oder vielleicht könntest du das Ganze um eine Woche verschieben?«

»Du weißt nicht, wie schwierig es ist, eine gute Putzfrau zu bekommen; ich kann ihr nicht so einfach absagen.«

»Du wirst schon einen Ausweg finden, Mary. Ich bleibe jedenfalls hier!«

»Ich bin so schrecklich ungern hier«, erwiderte Mary seufzend.

»Ich hasse diese düstere Stimmung, ich hasse es, im Schatten des Mordes zu leben.«

»Erzähl mir doch nicht, daß dir die Atmosphäre auf die Nerven geht, Polly! Du kannst Mord und Verbrechen ertragen, ohne mit der Wimper zu zucken. Du willst ganz einfach in deinem Haus nach dem Rechten sehen, du willst putzen und aufräumen; aber kannst du nicht mir zuliebe

noch etwas damit warten? Für mich ist es im Sonneneck sehr viel interessanter.«

Mary hielt den Atem an.

»Willst du noch immer Detektiv spielen, Philip?«

»Ich will versuchen, dir meine Einstellung zu erklären, Polly.

Ich empfinde den Fall in gewisser Weise als eine Herausforderung an meine Intelligenz. Ich behaupte nicht, daß der Tod deiner Mutter ein sehr schwerer Schlag für mich war oder daß ich sie besonders gern hatte – im Gegenteil. Sie versuchte unsere Heirat zu verhindern, da ich jedoch der Stärkere in diesem Kampf war, trug ich es ihr nach. Ich habe weder den Wunsch, mich zu rächen, noch das leidenschaftliche Verlangen nach Gerechtigkeit. Vielleicht ist es nichts als Neugierde, obwohl ich hoffe, daß Neugierde nicht die alleinige Triebfeder ist.«

»Ich finde, daß du dich nicht in diese Angelegenheit einmischen solltest. Es kann zu nichts Gutem führen. Ich flehe dich an, Philip, laß uns nach Hause gehen, laß uns versuchen, diesen Alpdruck zu vergessen!«

Ohne auf ihre Worte einzugehen, sagte Philip plötzlich: »Nein, es ist nicht nur Neugierde, ich empfinde es als meine Pflicht, die Wahrheit an den Tag zu bringen.«

»Warum? Nur damit noch jemand ins Gefängnis kommt?«

»Du hast mich mißverstanden, Mary. Ich habe nicht gesagt, daß ich den Täter – falls ich ihn finden sollte – der Polizei übergeben würde. Es hängt von verschiedenen Dingen ab – wahrscheinlich würde ich es schon deshalb nicht tun, weil es sicherlich an stichhaltigen Beweisen fehlen wird.«

»Wie willst du etwas herausfinden, wenn du keine

Beweise hast?«

»Es gibt viele Wege, die Wahrheit ein für allemal zu ergründen, und ich halte das für eine unbedingte Notwendigkeit. Gewisse Bewohner dieses Hauses stehen vor schwerwiegenden Problemen …«

»Was meinst du?«

»Ist dir nichts aufgefallen, Polly? Ich spreche von deinem Vater und von Gwenda Smith.«

»Nein, um was handelt es sich? Außerdem weiß ich wirklich nicht, warum Vater in seinem Alter noch einmal heiraten will.«

»Ich kann ihn gut verstehen«, erwiderte Philip. »Seine erste Ehe war nicht ideal, jetzt hat er die Chance, wirklich glücklich zu sein, selbst wenn es ein spätes Glück ist, oder sagen wir, er hatte die Chance, denn in der letzten Zeit hat sich vieles geändert.

Dafür gibt es zwei Gründe: Verdacht oder Schuldgefühl.«

»Verdacht auf wen?«

»Gegenseitiger Verdacht – oder gegenseitiges Schuldgefühl.«

»Glaubst du, daß es Gwenda war?« fragte Mary mit plötzlichem Interesse. »Vielleicht hast du recht. Ich wäre ja so froh, wenn sie es getan hätte – wenigstens gehört sie nicht zur Familie!«

»Sonst empfindest du nichts?« fragte Philip bitter.

»Nein, natürlich nicht.«

»Du bist leider völlig phantasielos, Mary. Du kannst dich nicht in die Gefühle eines anderen versetzen.«

»Ich sehe nicht ein, warum ich es versuchen sollte.«

»Um zu verstehen, was Gwenda und dein Vater leiden

müssen, besonders wenn sie unschuldig sind. Wie tieftraurig ist es für Gwenda, eine Entfremdung zu spüren, zu fühlen, daß sie den Mann, den sie liebt, nun doch nicht heiraten kann. Und versuche es, dich in die Lage deines Vaters zu versetzen: er muß wissen, daß die Frau, die er liebt, zweifellos die Gelegenheit hatte, den Mord zu begehen; auch an einem Motiv fehlte es ihr nicht … Er hofft, daß sie es nicht war, er ist fast davon überzeugt, aber ganz sicher kann und wird er nie sein.«

»In seinem Alter …«, begann Mary.

»Sein Alter! Hör doch damit auf, Mary!« unterbrach Philip ungeduldig. »Begreifst du nicht, daß es für einen Mann in seinem Alter besonders tragisch ist? Es handelt sich um die letzte Liebe seines Lebens, um eine tiefe, echte Liebe … Aber nehmen wir einmal an, er hätte seine Frau erschlagen … Selbst dann könnte der arme Teufel einem fast leid tun! Jedoch halte ich es kaum für möglich, daß er es war, obwohl die Polizei ihn bestimmt im Verdacht hat … Was hältst du davon, Polly?«

»Ich habe keine Ahnung und nicht den geringsten Wunsch, darüber nachzudenken«, erwiderte Mary.

»Wenn ich nur wüßte, warum … nur weil es dich anwidert? Oder weißt du etwa mehr, als du zugibst? Bist du dem Täter heimlich auf die Spur gekommen, und willst du es gerade mir nicht sagen? Denkst du vielleicht an Hester?« drang Philip in sie.

»Um Himmels willen! Warum sollte Hester Mutter ermordet haben?«

»Schwer zu sagen«, erwiderte Philip nachdenklich. »Und doch liest man hin und wieder von derartigen Fällen – von einem verwöhnten Sohn oder von einer Tochter, denen die liebenden Eltern die Erfüllung irgendeines Wunsches verweigern. Manchmal handelt es sich nur um

eine unwichtige Kleinigkeit, die in dem jungen Menschen eine heftige Wut oder gar eine temporäre Geistesgestörtheit auslöst und ihn zum Hammer oder zum Feuerhaken greifen läßt. Diese Dinge sind kaum zu verstehen, aber sie kommen vor.«

»Bitte hör auf, darüber zu reden«, bat Mary.

»Du hast recht, Reden wird uns nicht viel weiterbringen«, erwiderte Philip. »Man muß eben gewisse Schlußfolgerungen ziehen, Fallen aufstellen und abwarten, ob die Betreffenden hineingehen werden.«

»Es waren nur vier Menschen im Haus«, sagte Mary nachdenklich. »Auch ich halte es kaum für möglich, daß Vater den Mord begangen hat, aber ich wüßte auch keinen Grund, warum Hester Mutter ermordet haben sollte. Es kämen also nur Gwenda und Kirsten in Frage.«

»Wer wäre dir lieber?« fragte Philip ironisch.

»Ich kann mir nicht vorstellen, daß die brave Kirsty es getan hat. Sie hat Mutter geliebt und verehrt. Es besteht höchstens die Möglichkeit, daß sie plötzlich den Verstand verloren hat, aber sie macht einen sehr normalen Eindruck, findest du nicht?«

»Ja, sehr normal, und ich nehme an, daß die gute Kirsty gern ein normales Leben geführt hätte, sie ist nur leider so reizlos, daß kein Mann auf den Gedanken gekommen ist, sie zu heiraten. Es muß ein furchtbares Schicksal für eine Frau mit gesunden Instinkten sein, weder Ehefrau noch Mutter werden zu können.«

»Ihr Männer seid alle gleich«, stellte Mary fest. »Ihr glaubt, daß das Glück einer Frau nur von dem Ehering abhängig ist.«

»Ich mag altmodisch sein, aber ich bin davon überzeugt, daß es der Wunsch jedes Mädchens ist, sich zu verheiraten«, sagte Philip lachend. »Hat Tina eigentlich

keinen Freund?«

»Nicht daß ich wüßte, aber sie ist sehr verschlossen und spricht kaum über ihr Privatleben.«

»Ja, sie ist außerordentlich zurückhaltend … ich möchte wissen, was sie verschweigt!«

»Wahrscheinlich gar nichts«, erwiderte Mary.

»Ich bin anderer Meinung.«

»Unsinn, Philip, du hast eine zu lebhafte Phantasie.«

»Glaubst du? Entsinnst du dich nicht, daß Tina neulich sagte, sie ›hoffe‹, daß sie gar nichts wüßte? Merkwürdige Feststellung! Ich möchte wetten, daß sie etwas weiß, und ich werde es herausbekommen. Laß uns bis zum Ende der Woche hierbleiben, Mary, dann werden wir weitersehen.«

16

»Hast du etwas dagegen, wenn ich über das Wochenende hierbleibe, Vater?« fragte Micky.

»Im Gegenteil, ich freue mich sehr, falls dein Chef einverstanden ist.«

»Er war sehr nett«, erwiderte Micky. »Ich habe ihn angerufen, und er sagte, ich brauche nicht vor Montag da zu sein, Tina bleibt auch bis Sonntag abend hier«, fügte er hinzu.

Er ging mit den Händen in den Taschen unruhig im Zimmer auf und ab.

Schließlich sagte er mit zitternder Stimme:

»Ich weiß, wieviel du für mich getan hast, Vater; gerade in der letzten Zeit habe ich das alles erst begriffen und eingesehen, wie undankbar ich bisher gewesen bin.«

»Du hast keinen Grund zur Dankbarkeit, Micky. Du bist mein Sohn, und ich habe dich immer wie einen Sohn behandelt.«

»Du bist niemals ein strenger Vater gewesen«, meinte Micky.

Leo Jackson lächelte.

»Glaubst du wirklich, daß ein Vater unbedingt streng sein muß?«

»Nein, natürlich nicht, aber ich hätte etwas mehr Strenge verdient. Ich war ein Narr, ein aufsässiger, halsstarriger Narr! Weißt du, was ich im Augenblick erwäge? Es ist ein sonderbarer Zufall – ich denke daran, eine Stellung bei einer Ölgesellschaft am Persischen Golf anzunehmen. Erinnerst du dich, daß Mutter vorhatte, mich bei einer

Ölfirma unterzubringen? Aber damals wollte ich nichts davon wissen, ich wollte mir unbedingt selbst eine Stellung suchen!«

»Du warst sehr jung, und du wolltest dir keine Vorschriften machen lassen. Du warst schon als Kind eigenwillig; wenn wir dir einen roten Pullover kaufen wollten, bestandest du auf einem blauen, selbst wenn du im Grunde genommen gern einen roten gehabt hättest.«

»Stimmt! Ich war ziemlich trotzig.«

»Du hast, wie viele junge Menschen, gegen das Bestehende rebelliert. So geht es uns allen, aber eines Tages müssen wir lernen, uns einzufügen und nachzugeben. Ich freue mich jedenfalls, daß du diese Stellung in Betracht ziehst, denn als Autoverkäufer kann man es nicht sehr weit bringen.«

»Ich liebe Autos, und ich bin kein schlechter Verkäufer; ich kann gut mit Leuten umgehen und sie zu einem Kauf überreden – aber Spaß macht mir dieses Leben nacht. Die neue Stellung wäre ganz etwas anderes, ich würde für Instandhaltung und Reparaturen der Lastwagen zu sorgen haben – es ist ein verantwortungsvoller Posten.«

»Ich möchte dir noch einmal sagen, daß ich auch jederzeit bereit bin, dir ein eigenes Geschäft zu finanzieren, vorausgesetzt, daß es sich um ein solides Projekt handelt.«

»Vielen Dank, aber ich möchte dich nicht ausnutzen, Vater.«

»Von Ausnutzen kann gar keine Rede sein. Es ist dein Geld, Micky, das, wie du weißt, von Mutter schon vor Jahren in Form eines Trusts für jedes der Kinder festgelegt worden ist. Ich habe lediglich das Recht und die Pflicht, größere Barauszahlungen zu gestatten oder zu verweigern, da ich einer der Vermögens- und Trustverwalter bin. Es ist

dein Geld!«

»Eigentlich ist es Mutters Geld«, stellte Micky fest. »Ich kann und will es nicht anrühren, unter den herrschenden Umständen wäre das einfach unmöglich!« Er errötete unter dem fragenden Blick seines Vaters, dann fuhr er unsicher fort: »Ich habe mich falsch ausgedrückt, so habe ich es nicht gemeint.«

»Warum kannst du es nicht anrühren?« fragte Leo. »Als wir dich adoptierten, übernahmen wir in jeder Beziehung – auch in finanzieller – die Verantwortung für dich. Wir wollten unserem Sohn nicht nur eine gute Erziehung geben, sondern ihm auch helfen, sich eine Existenz zu gründen.«

»Ich möchte auf eigenen Füßen stehen«, sagte Micky.

»Wie du willst, Micky, aber vergiß nicht, daß dir das Kapital jederzeit zur Verfügung steht.«

»Vielen Dank, Vater. Ich wünschte nur, daß ich dir meine Einstellung zu diesen Dingen besser erklären könnte …«

Es wurde an die Tür geklopft, oder genauer gesagt, gegen die Tür gestoßen.

»Das muß Philip sein, würdest du ihm die Tür aufmachen?« bat Leo.

Micky öffnete die Tür, und Philip fuhr mit seinem Rollstuhl ins Zimmer. Er lächelte den beiden vergnügt zu.

»Hast du viel zu tun, Leo? Bitte laß dich ja nicht durch mich stören, ich werde inzwischen ein wenig in deinen Büchern herumschmökern.«

»Nein, ich habe heute morgen nichts Besonderes zu erledigen«, erwiderte Leo.

»Ist Gwenda nicht hier?« fragte Philip.

»Sie hat angerufen und gesagt, daß sie Kopfschmerzen

habe und heute nicht herkommen könne«, sagte Leo mit ausdrucksloser Stimme.

»Ich werde mal sehen, wo Tina steckt, und versuchen, sie zu einem Spaziergang zu überreden. Das Mädchen haßt frische Luft«, sagte Micky und verließ das Zimmer.

»Irre ich mich, oder hat sich Micky in letzter Zeit verändert?« fragte Philip. »Er scheint nicht mehr mit sich und der Welt verfeindet zu sein.«

»Er ist langsam erwachsen geworden«, erwiderte Leo.

»Merkwürdig, daß er sich gerade jetzt entschlossen hat, die Welt durch eine rosa Brille zu sehen – ich fand das gestrige Polizeiverhör äußerst entmutigend.«

»Natürlich ist es uns allen schmerzlich und peinlich, daß der Fall wiederaufgenommen wurde«, sagte Leo ruhig.

Philip fuhr langsam an den Bücherregalen vorbei und nahm hier und da ein Buch aus dem Fach, Schließlich sagte er:

»Glaubs65.262 19B589Fr15 2008it cky und verlie 773w 125 er:3

das ich lieber nicht wissen möchte.«

Philips Hand ballte sich zur Faust, er fragte erregt: »Weißt du etwa, wer es getan hat?«

»Nein, wie kommst du darauf?« fragte Leo heftig.

Plötzlich schien er nicht mehr der weltfremde, in sich gekehrte Mann zu sein, den Philip so gut kannte. »Ich weiß nicht, wer es getan hat, verstanden? Ich weiß es nicht, ich habe keine Ahnung, und ich *will* es auch nicht wissen.«

höchstpersönlich mein Morgensüppchen zu kochen.«

»Mary würde das alles sowieso nicht verstehen«, meinte Hester.

»Allerdings nicht«, erwiderte er.

Philip fuhr in seinem Rollstuhl über den Korridor zum Wohnzimmer. Hester öffnete die Tür, und er fuhr hinein. Sie folgte ihm.

»Warum hast du so viel Verständnis?« fragte Hester.

»Ich habe leider reichlich Gelegenheit, über die Dinge nachzudenken … seit meiner Krankheit, und seitdem ich mir darüber klar wurde, daß ich zeit meines Lebens ein Krüppel bleiben werde.«

»Armer Philip, das muß furchtbar gewesen sein, ganz furchtbar - besonders für einen Piloten«, sagte Hester. »Daran hätte ich öfter denken und rücksichtsvoller sein sollen!«

»Gottlob, daß du es nicht warst«, erwiderte Philip. »Jedenfalls ist diese Phase längst überwunden, man gewöhnt sich an alles.

Das betrifft auch dich, Hester, obwohl du es im Augenblick noch nicht begreifst. Aber eines Tages wirst du es verstehen, wenn du nicht vorher eine furchtbare Dummheit begehst. So, nun erzähl mir mal, was dich bedrückt! Hast du dich mit deinem Freund gezankt?«

»Ja, und ich fürchte, wir werden uns nie wieder versöhnen«, erwiderte Hester zögernd.

»Wahrscheinlich ist es nur halb so schlimm, du nimmst die Dinge viel zu ernst. Bei dir gibt es nur schwarz und weiß – keine Zwischentöne.«

»Ich kann nichts dafür, so bin ich nun einmal«, erklärte Hester.

»Mir ist immer alles schiefgegangen. Ich wollte mein

eigenes Leben führen, einen Beruf ergreifen und etwas werden, aber es ist mir nicht gelungen. Ich habe vieles versucht und nichts erreicht. Seit meinem vierzehnten Lebensjahr habe ich oft daran gedacht, mir das Leben zu nehmen.«

Philip beobachtete sie aufmerksam; er sagte ruhig: »Viele junge Menschen im Alter von vierzehn bis neunzehn Jahren nehmen sich das Leben. Man überwindet dieses Stadium. Bei dir scheint es nur leider besonders lang zu dauern, Hester.«

»Mutter hat meistens recht gehabt, und ich mußte sehr oft zugeben, daß ich im Unrecht war; das war mir unerträglich«, sagte Hester. »Deshalb wollte ich mich selbständig machen, um mir zu beweisen, daß ich auch ohne Mutter fertig werden konnte. Aber mir ging alles schief, und ich war eine miserable Schauspielerin.«

»Unsinn«, erwiderte Philip. »Ich nehme an, daß es nur daran lag, daß du dich nicht dem Regisseur unterordnen konntest und daß du auch damals schon zu melodramatisch warst.«

»Dann wollte ich unbedingt eine ernsthafte Liebesaffäre haben«, fuhr Hester fort, »nicht etwa einen kleinen Flirt. Er war viel älter als ich, er war verheiratet, und bis er mich kennenlernte, war sein Leben sehr unglücklich.«

»Diese alte Schablone, die er wahrscheinlich nach allen Regeln der Kunst anwandte«, sagte Philip.

»Ich hielt es für die große Leidenschaft.« Sie unterbrach sich und sah Philip mißtrauisch an. »Machst du dich über mich lustig?«

»Keineswegs. Ich kann mir vorstellen, wie sehr du gelitten haben mußt«, erwiderte Philip.

»Natürlich war es nicht die große Leidenschaft«, sagte Hester bitter. »Es war nichts als eine sinnlose, dumme

Affäre. Er war niemals unglücklich, alles, was er mir über sein Leben erzählte, war erlogen, und ich bin in meiner Dummheit auf alles hereingefallen.«

»Es gibt eben viele Dinge, die man nur durch Erfahrung lernen kann«, erklärte Philip. »Wahrscheinlich hat es dir nichts geschadet, Hester, sondern dir geholfen, endlich ein erwachsener Mensch zu werden.«

»Mutter hat sich damals wieder großartig benommen«, meinte Hester bitter. »Sie kam sofort, sie verstand meine Probleme, sie brachte alles in Ordnung, und sie schlug mir vor, eine Schauspielschule zu besuchen, um meinen Beruf gründlich zu erlernen. Aber ich wollte nun nicht mehr Schauspielerin werden, weil ich wußte, daß ich unbegabt bin. Deshalb fuhr ich mit Mutter nach Hause. Was hätte ich auch sonst tun können?«

»Wahrscheinlich hättest du viele andere Dinge unternehmen können, aber so war es am einfachsten«, erwiderte Philip.

»Wie gut du mich kennst, Philip! Ich bin leider entsetzlich schwach, ich habe keine Energie und mache es mir immer so leicht wie möglich.«

»Ich glaube, du hast zu wenig Selbstvertrauen, Hester«, sagte Philip begütigend.

»Vielleicht ist es darauf zurückzuführen, daß ich ein Adoptivkind bin und daß ich es erst entdeckte, als ich fast sechzehn Jahre alt war. Ich wußte, daß die anderen adoptiert waren, aber ich glaubte, das leibliche Kind meiner Eltern zu sein. Das Ganze war ein furchtbarer Schock für mich, ich hatte das Gefühl, nirgends zu Hause zu sein.«

»Du bist wirklich zu melodramatisch«, sagte Philip.

»Sie war nicht meine Mutter, und deshalb konnte sie mich nie verstehen«, sagte Hester. »Sie war gut und

nachsichtig, sie versuchte, mein Leben nach ihren Wünschen zu gestalten, und deshalb haßte ich sie; ich weiß, es klingt gräßlich, aber ich haßte sie wirklich.«

»Weißt du, daß das durchaus nichts Ungewöhnliches ist?« sagte Philip. »Viele junge Mädchen im Übergangsalter glauben ihre eigenen Mütter zu hassen.«

»Ich haßte sie, weil sie immer recht hatte«, erklärte Hester.

»Mein Gefühl der Unzulänglichkeit wuchs, weil sie so praktisch und tüchtig war. Das alles ist furchtbar, Philip! Was soll ich nur tun? Was soll ich nur tun …?«

»Heirate deinen netten jungen Freund und sei ihm eine gute Frau«, sagte Philip. »Oder genügt es dir nicht, die Frau eines praktischen Arztes zu werden?«

»Er will mich jetzt nicht mehr heiraten«, erwiderte Hester niedergeschlagen.

»Hat er das gesagt, oder redest du es dir ein?«

»Er glaubt, daß ich Mutter ermordet habe.«

Philip fragte nach kurzem Zögern: »Hast du es getan?«

Sie sah ihn entsetzt an. »Warum fragst du mich das?«

»Nur aus allgemeinem Interesse, und natürlich bleibt alles unter uns«, erwiderte Philip.

»Glaubst du wirklich, ich würde es dir gestehen, wenn ich sie getötet hätte?« fragte Hester.

»Nein, und wahrscheinlich ist es so auch besser.«

»Donald ist davon überzeugt, daß ich sie ermordet habe«, fuhr Hester fort, »er bat mich, ihm die Wahrheit zu sagen, dann würde alles gut sein, dann würde er mich heiraten und für mich sorgen, und es würde unsere Beziehung nicht beeinträchtigen.«

Philip pfiff leise vor sich hin.

»Welchen Sinn hat es, ihm zu sagen, daß ich sie nicht ermordet habe? Er würde es mir ja doch nicht glauben.«

»Eigentlich müßte er es dir glauben«, bemerkte Philip.

»Ich habe sie *nicht* ermordet«, sagte Hester. »Ich habe es nicht getan, verstehst du, ich habe es nicht getan!« Sie unterbrach sich. »Das klingt nicht sehr überzeugend«, schloß sie traurig.

»Die Wahrheit hat oft einen unwahren Klang«, sagte Philip ermutigend.

»Niemand kennt die Wahrheit, wir blicken uns mißtrauisch an … Mary sieht mich an … Und Kirsten … sie ist so lieb, so besorgt. Sie glaubt auch, daß ich es war. Was soll ich nur tun? Es wäre wirklich am besten, wenn ich vom Aussichtspunkt hinunterspringen würde.«

»Bist du irrsinnig geworden, Hester? Es finden sich immer andere Auswege.«

»Auswege? Ich wüßte keinen. Für mich ist alles verloren. Ich kann das Leben nicht mehr ertragen …« Sie sah Philip verzweifelt an. »Du hältst mich für wild, für unausgeglichen. Nun, vielleicht habe ich sie wirklich getötet! Vielleicht bin ich von Gewissensbissen gepeinigt und vielleicht quält es mich hier.«

Sie legte die Hand mit einer theatralischen Geste auf ihr Herz.

»Sei nicht dumm, Kleines«, sagte Philip. Er streckte seinen Arm aus, zog sie an sich und küßte sie.

»Du solltest heiraten, mein Kind«, tröstete er, »aber möglichst nicht Donald Craig, dessen Kopf viel zu vollgestopft ist mit psychiatrischen Theorien. Arme kleine Hester, du liebes, dummes, bezauberndes Geschöpf.«

Die Tür wurde geöffnet, Mary Durrant stand im Türrahmen.

Hester riß sich los, und Philip lächelte verlegen.

»Ich versuche, Hester ein wenig aufzuheitern, Polly«, sagte er.

»Aha«, erwiderte Mary und kam ins Zimmer. Sie stellte ihr Tablett auf den Teewagen und rollte ihn neben den Krankenstuhl. Sie würdigte Hester keines Blickes. Hester schaute unsicher von einem zum anderen, dann sagte sie: »Ich glaube – ich sollte – vielleicht wäre es besser –«

Sie verließ das Zimmer, ohne den Satz zu beenden.

»Hester ist in einem schlimmen Zustand«, erklärte Philip. »Sie trägt sich mit dem Gedanken, Selbstmord zu begehen, und ich habe versucht, sie davon abzubringen.« Mary antwortete nicht.

Er streckte seine Hand nach ihr aus, aber sie wich einen Schritt zurück. »Bist du mir böse, Polly?«

Mary schwieg.

»Bist du böse, weil ich sie geküßt habe? Ich flehe dich an, Polly, gönne mir den dummen kleinen Kuß. Sie war so lieb und töricht, und für einen Augenblick hatte ich das Gefühl, ein junger Draufgänger zu sein … Bitte sei mir wieder gut, Polly, komm her und gib mir einen Kuß.«

»Deine Suppe wird kalt werden, wenn du sie nicht bald ißt«, sagte Mary Outrant und verließ das Zimmer.

18

»Eine junge Dame wünscht Sie zu sprechen, Mr. Calgary.«

»Eine junge Dame?« Calgary war erstaunt. Er wußte wirklich nicht, welche junge Dame ihn besuchen könnte. Er blickte stirnrunzelnd auf seinen Schreibtisch, der mit Briefen und Papieren bedeckt war.

»Gut, bitte schicken Sie die junge Dame herauf«, sagte er seufzend.

Kurz darauf wurde an die Tür geklopft, und Hester Jackson betrat das Zimmer.

»Sie sind es?« rief er erstaunt.

Merkwürdigerweise machte sie denselben Eindruck auf ihn wie bei ihrem ersten Zusammentreffen. Sie war nicht für einen Stadtbesuch gekleidet. Sie hatte keinen Hut auf, und die dunklen, etwas zerzausten Locken umrahmten das zarte Gesicht! Unter dem schweren Sportmantel trug sie einen Pullover und einen dunkelgrünen Rock. Sie sah aus, als käme sie gerade von einem ausgedehnten Spaziergang über Moor und Heide.

»Sie müssen mir helfen«, sagte Hester, »bitte helfen Sie mir!«

»Ich soll Ihnen helfen?« fragte er erstaunt. »Natürlich will ich das gerne tun, wenn es in meiner Macht steht.«

»Ich weiß nicht mehr ein noch aus, ich weiß nicht, an wen ich mich wenden soll. Aber irgend jemand muß mir helfen, so geht es nicht weiter – und Sie müssen Sie sind ja in gewisser Weise an allem schuld.«

»Sind Sie in sehr großen Schwierigkeiten?«

»Wir sind alle in furchtbaren Schwierigkeiten«, erwiderte Hester. »Aber man ist so egoistisch, man denkt nur an sich selbst.«

»Setzen Sie sich doch, meine Liebe«, bat er sanft.

Er bot ihr einen Sessel an, von dem er verschiedene Papiere und Aktenstöße entfernt hatte. Dann ging er zu einem Eckschrank.

»Sie müssen unbedingt ein Glas Wein trinken«, sagte er. »Wie wäre es mit einem trockenen Sherry?«

»Geben Sie mir, was Sie wollen.«

»Bitte beruhigen Sie sich, es wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird.« Er stellte das gefüllte Glas neben sie auf den Tisch.

»Das sagt man so, aber es ist nicht wahr«, erwiderte Hester.

Sie trank den Wein in kleinen Schlucken, dann sagte sie anklagend: »Ehe Sie kamen, war alles in schönster Ordnung. Sie sind an allem schuld!«

»Ja, ich weiß, was Sie meinen«, erwiderte Arthur Calgary, »obwohl ich sehr erstaunt war, als Sie es mir zum erstenmal sagten.

Jetzt begreife ich nur zu gut, welchen Kummer und welche Verwirrung meine Mitteilung Ihnen verursachte.«

»Solange wir glaubten, daß es Clark war …« Hester sprach den Satz nicht zu Ende.

»Ich weiß Bescheid, Hester, aber man muß den Dingen auf den Grund gehen, es hat keinen Sinn, in einer Traumwelt zu leben.«

»Sie meinen, daß man den Mut zur Wahrheit haben muß, nicht wahr?« sagte Hester. Nach einer kurzen Pause fuhr sie fort:

»Sie hatten diesen Mut! Sie sind zu uns gekommen, um

einer von uns gewesen sein.«

»Glaubt Ihr Freund, daß Sie den Mord begangen haben?«

»Er fürchtet es«, erwiderte Hester und rang ihre Hände. Sie sah ihn an. »Vielleicht glauben Si

»Dieses Alibi konnte er nicht fälschen. Dr. Calgary …«

»Dr. Calgary, Dr. Calgary«, sagte Kirsten ungeduldig, »nur weil er ein bekannter, berühmter Mann ist, glauben Sie ihm jedes Wort. Aber auf eines können Sie sich verlassen, wenn jemand eine so schwere Gehirnerschütterung hatte wie er, wird er höchstwahrscheinlich an Gedächtnisstörungen leiden. Es mag sich um einen anderen Tag gehandelt haben, um eine andere Zeit, um einen anderen Ort.«

Philip sah sie von der Seite an.

»Sie haben also vor, bei dieser Version zu bleiben, obwohl Sie selbst nicht daran glauben, Kirsty?«

»Ich habe Sie gewarnt, mehr kann ich nicht tun«, erwiderte Kirsten und verließ das Zimmer.

Einen Augenblick später steckte sie ihren Kopf noch einmal durch die Tür und sagte ruhig: »Bitte bestellen Sie Mary, daß ich die saubere Wäsche in die mittlere Schublade gelegt habe.«

konnte, ergriff seine Mutter das Wort.

»Sie wissen ja selber, wie das ist, Inspektor, zuerst hab' ich gar nicht richtig hingehört, die Kinder denken doch nur noch an Raumschiffahrt und an Sputniks und so was. Früher waren's meistens diese fliegenden Untertassen … Und ich sage immer, an allem sind die Russen schuld.«

Inspektor Huish seufzte und dachte, wieviel einfacher alles wäre, wenn Mütter nicht immer darauf beständen, ihre Söhne zu begleiten und für sie zu sprechen.

»Also Cyril, du bist nach Hause gegangen und hast deiner Mutter erzählt, daß du diesen russischen Sputnik, oder was immer es gewesen sein mag, gesehen hast.«

»Na ja, damals hab' ich's eben noch nicht besser verstanden«, erklärte Cyril. »Ich war ja noch klein und wußte noch nicht so gut Bescheid wie heute.«

»Damals waren diese kleinen Dinger noch ganz neu, wie heißen sie doch, Isettas, nicht wahr?« unterbrach seine Mutter. »So was hatte er noch nie gesehen, außerdem war's noch feuerrot, und da hat er's eben nicht für 'n gewöhnliches Auto gehalten.

Na, und am nächsten Morgen hörten wir dann, daß sie Mrs. Jackson umgebracht hatten … ›Muttchen‹, sagte Cyril zu mir, ›das waren die Russen, die sind in diesem Sputnik gelandet und haben sie ermordet!‹ – ›Rede nicht soviel Quatsch‹, sage ich, na, und dann später hörten wir plötzlich, daß die Polizei ihren eigenen Sohn verhaftet hat.«

Inspektor Huish wandte sich nochmals geduldig an Cyril.

»Kannst du dich an die genaue Zeit erinnern, mein Junge?«

Cyril, der angestrengt nachzudenken schien, atmete

schwer.

»Also, ich hatte schon Tee getrunken, und Mutti war zum Hausfrauenverein gegangen, und da bin ich nochmals ’rausgelaufen und hab’ mit den andern Jungen da unten in der neuen Straße gespielt.«

»Ich möchte nur wissen, was ihr in der neuen Straße zu suchen hattet«, warf seine Mutter dazwischen.

»Lassen Sie man gut sein, Mrs. Green, Kinder wollen sich austoben«, sagte der junge Polizist Good.

»Und wie wir in der neuen Straße Räuber und Gendarm gespielt haben, da seh’ ich doch plötzlich dies komisch rote Auto stehen.

›Sieh doch mal, was ist denn das?‹ sagte ich zu Brian.«

»Weißt du, wieviel Uhr es war?« fragte der Inspektor geduldig.

»Ich hab’ doch gesagt, daß ich vorher schon Tee getrunken hatte, warten Sie mal, jetzt fällt mir was ein, es war sieben, denn ich hab’ die Uhr schlagen hören. Na, und da bekam ich auf einmal einen furchtbaren Schreck, weil ich wußte, daß meine Mutter schon zu Hause ist, und weil sie sich immer so furchtbar anstellt, wenn ich aus bin und sie nicht weiß, wo. Da bin ich schnell nach Hause gerannt und hab’ zu ihr gesagt: ›Weißt du, was ich gesehn habe, Muttchen, einen russischen Sputnik. Er war rot und hatte so ’ne komische Form …‹ Jetzt weiß ich natürlich, daß es keiner war, aber damals war ich ja noch klein.«

Inspektor Huish nickte freundlich und stellte noch einige Fragen, bevor er Mrs. Green und ihren Sprößling mit Dank entließ.

Polizist Good blieb befriedigt zurück; er war mit Recht stolz darauf, den kleinen Cyril Green aufgetrieben und, wie er hoffte, auf diese Weise etwas zur Aufklärung eines

Verbrechens beigetragen zu haben.

»Als ich im Dorf das Gerede über den russischen Sputnik hörte, dessen Pilot Mrs. Jackson angeblich umgebracht haben sollte, sagte ich mir plötzlich: man kann nie wissen, vielleicht hat es doch irgendeine Bedeutung.«

»Es hat eine Bedeutung«, erklärte Inspektor Huish nachdrücklich. »Miss Tina Jackson besitzt eine rote Isetta, und ich glaube, fast, daß wir sie noch einmal verhören müssen.«

»Waren Sie an diesem Abend dort, Miss Jackson?«

Tina blickte zu dem Inspektor auf. Ihre Hände lagen entspannt im Schoß, ihre dunklen, ruhigen Augen verrieten nichts.

»Ich kann mich wirklich nicht mehr erinnern, es ist schon so lange her«, sagte sie.

»Ihr Auto wurde in der Nähe des Hauses gesehen, Miss Jackson.«

»Wirklich?«

»Ich muß doch sehr bitten, Miss Jackson … Als wir Sie seinerzeit verhörten, gaben Sie an, an jenem Abend zu Hause gewesen zu sein, sich Abendbrot gemacht und Grammophon gespielt zu haben. Jetzt stellt es sich heraus, daß diese Angaben unwahr waren. Ihr Auto wurde kurz vor sieben in einer Straße in unmittelbarer Nähe des Sonnenecks gesehen. Was taten Sie dort?«

Sie antwortete nicht.

Huish wartete einen Augenblick, dann fragte er: »Haben Sie das Haus betreten, Miss Jackson?«

»Nein«, erwiderte Tina.

»Aber Sie waren dort?«

»Sie behaupten, daß ich dort war.«

»Meine Behauptung stützt sich auf Beweise.«

Tina seufzte.

»Ja, ich bin an diesem Abend ausgefahren.«

»Behaupten Sie nach wie vor, daß Sie das Haus nicht betreten haben?«

»Ich habe das Haus nicht betreten.«

»Was haben Sie getan?«

»Ich bin nach Redmyn zurückgefahren, dann habe ich mi

Wieder sah Tina ihn mit großen, undurchdringlichen Augen an.

»Ich weiß von nichts. Ich habe nichts gehört und nichts gesehen, ich habe es mir damals nur anders überlegt.«

20

Calgary betrachtete Huish nachdenklich. Der Inspektor machte auf ihn einen sehr enttäuschten, deprimierten Eindruck. Der hagere, intelligente, vorzeitig ergraute Mann mit den leicht abfallenden Schultern, der ihm an dem breiten Schreibtisch gegenübersaß, zwang sich zu einem liebenswürdigen Lächeln.

»Ich fürchte, Sie wissen nicht, wer ich bin«, begann Calgary.

»Doch, doch, wir wissen genau Bescheid, Sie sind der Mann, der den Stein ins Rollen gebracht hat«, erwiderte Huish. »Auf Grund Ihrer Aussage sahen wir uns gezwungen, die Sache neu aufzunehmen.«

»Und daher werden Sie gewiß nicht entzückt sein, meine Bekanntschaft zu machen«, stellte Calgary fest.

»Im Gegenteil, in unserem Beruf muß man mit derartigen Komplikationen rechnen«, erwiderte Inspektor Huish. »Der Fall schien ganz klar zu liegen, und niemand konnte uns seinerzeit einen Vorwurf machen. Wie gesagt, diese Dinge kommen nun einmal vor, und wir machen Sie bestimmt nicht dafür verantwortlich. Schließlich kämpfen wir alle für die gerechte Sache, für den Sieg der Wahrheit, nicht wahr?«

»Ja – für die gerechte Sache«, sagte Calgary. Dann fügte er leise hinzu: »Wir *wollen einem jeden Gerechtigkeit widerfahren lassen.*«

»Magna Charta«, bemerkte Inspektor Huish.

»Miss Tina Jackson hat mich an dieses Zitat erinnert«, sagte Calgary. Der Inspektor hob die Augenbrauen.

»Tatsächlich? Hochinteressant! Bisher hat diese junge

Dame sich nicht sehr bemüht, der gerechten Sache zu helfen.«

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte Calgary.

»Wir wissen mit Bestimmtheit, daß sie uns gewisse Informationen vorenthalten hat.«

»Aus welchem Grund?« fragte Calgary.

»Schwer zu sagen, wahrscheinlich aus Familiengründen. Aber kommen wir zur Sache. Weshalb wollten Sie mich sprechen, Dr. Calgary?«

»Ich möchte Sie um eine Auskunft bitten, obwohl ich eigentlich kein Recht habe, Ihnen Fragen zu stellen.«

»Aber bitte«, erwiderte Huish, »ich kann völlig verstehen, daß Sie sich in gewisser Weise verantwortlich fühlen.«

»Ich danke Ihnen sehr für Ihr Verständnis, Inspektor. Ich wollte Sie darum bitten, mir Näheres über Clark Jackson mitzuteilen.«

»Clark Jackson! Das ist allerdings eine unerwartete Frage«, sagte der Inspektor.

»Ich weiß, daß er vorbestraft war, aber ich würde gern Genaueres in Erfahrung bringen«, erläuterte Calgary.

»Nichts leichter als das«, erwiderte Huish, »er ist zweimal mit Bewährungsfrist davongekommen; einmal handelte es sich um eine Unterschlagung, und er konnte sich nur dadurch retten, daß er im letzten Augenblick den ganzen Betrag auf den Tisch legte.«

»Mit anderen Worten, der junge Mann war auf dem besten Wege, ein hartgesottener Verbrecher zu werden«, stellte Calgary fest.

»Ich bin ganz Ihrer Meinung, Dr. Calgary. Seitdem uns Ihre Aussage zur Verfügung steht, wissen wir, daß er zwar kein Mörder war, aber zweifellos verbrecherische

Instinkte besaß.

Meiner Ansicht nach war er nicht aus hartem Holz geschnitzt, und ich glaube nicht, daß er jemals Verbrechen im großen Stil beging. Ich würde ihm schon eher einen Portokassendiebstahl zugetraut haben. Außerdem war es seine Spezialität, ältere Frauen um ihre Ersparnisse zu prellen.«

»Auf diesem Gebiet scheint er viel Erfolg gehabt zu haben«, bemerkte Calgary.

»Ja, er hatte großen Erfolg beim weiblichen Geschlecht, hauptsächlich bei älteren Frauen. Clark Jackson hatte sich eine sehr gängige Methode zurechtgelegt. Er wußte den armen Frauen einzureden, daß er leidenschaftlich in sie verliebt sei … Eine alternde Frau glaubt alles, was sie glauben möchte.«

»Und dann?« fragte Calgary.

Huish zuckte die Achseln. »Selbstverständlich wurden die Illusionen dieser Frauen nur zu bald zerstört, aber sie erstatteten niemals Anzeige, weil sie fürchteten, sich lächerlich zu machen.«

»Hat er jemals einen Erpressungsversuch gemacht?« fragte Calgary.

»Uns ist nichts Derartiges bekannt«, erwiderte Huish. »Allerdings hätte ich es ihm zugetraut. Vielleicht ist Erpressung ein etwas zu starker Ausdruck; sagen wir, ich hätte es für möglich gehalten, daß er einer der Damen gelegentlich damit drohte, dem Gatten ein Liebesbriefchen vorzulegen.«

»Ich verstehe«, sagte Calgary.

»Möchten Sie sonst noch etwas wissen?« fragte Huish.

»Es ist mir bisher nicht gelungen, Mrs. Mary Durrant, die älteste Tochter, kennenzulernen. Als ich sie besuchen

wollte, fand ich ihr Haus verschlossen, und es wurde mir gesagt, daß sie und ihr Mann fort seien.«

»Sie wohnen zur Zeit im Sonneneck.«

»Sind sie noch immer dort?«

»Ja, Mr. Durrant scheint es sich in den Kopf gesetzt zu haben, den Privatdetektiv zu spielen.«

»Wie ich höre, ist er ein Krüppel?«

»Es ist ein sehr trauriger Fall, er leidet an den Folgen einer Kinderlähmung. Der arme Kerl weiß nicht, was er mit seiner Zeit anfangen soll, deshalb hat er sich mit so viel Begeisterung auf die Aufklärung des Mordes gestürzt. Er glaubt, eine Spur gefunden zu haben.«

»Was halten Sie davon?« fragte Calgary.

»Ich halte es nicht für ganz unmöglich«, erwiderte der Inspektor.

»In gewisser Hinsicht hat er bessere Chancen als wir; er kennt die Familie, außerdem ist er ein intelligenter Mensch.«

»Glauben Sie, daß er etwas herausgefunden hat?«

».Mag sein«, erwiderte Huish, »jedoch wird er es uns bestimmt nicht mitteilen. Es bleibt dort alles in der Familie.«

»Wissen Sie, wer der Schuldige ist, Inspektor?«

»Diese Frage kann ich Ihnen leider nicht beantworten, Dr. Calgary.«

»Bedeutet das, daß Sie es nicht wissen?«

»Was nützt es, etwas zu wissen, wenn man es nicht beweisen kann«, sagte Huish nach kurzem Zögern.

»Ist es nicht möglich, die Beweise zu erbringen?«

»Wir haben viel Geduld, und wir geben die Hoffnung nicht auf«, erwiderte Huish.

»Was soll aus der unglücklichen Familie werden, wenn Sie keinen Erfolg haben sollten?« fragte Calgary eindringlich.

»Haben Sie sich das überlegt?«

»Machen Sie sich darüber Sorgen, Dr. Calgary?«

»Es ist außerordentlich wichtig, daß sie die Wahrheit erfahren«, sagte Calgary.

»Glauben Sie nicht, daß sie sie bereits kennen?«

Calgary schüttelte den Kopf. »Nein, das ist ja die Tragödie.«

»Ach, Sie sind's!« sagte Maureen Clegg überrascht.

»Hoffentlich störe ich Sie nicht«, erwiderte Calgary.

»Kein bißchen, bitte kommen Sie doch rein! Ich gehe heute nicht zur Arbeit.«

Diese Tatsache war Calgary bereits bekannt, und sie war der Grund seines heutigen Besuches.

»Joe muß jeden Augenblick zurückkommen«, erklärte Maureen.

»Möchten Sie sich nicht setzen? Ich habe übrigens inzwischen nichts mehr in der Zeitung gelesen – über Clark, meine ich. Hat man schon herausgefunden, wer es war?«

»Nein, Sie selbst haben wohl auch keine Ahnung?«

»Vielleicht war es sein Bruder Micky«, sagte Maureen nachdenklich. »So 'n komischer, launischer Mensch! Joe sieht ihn manchmal, wenn er seine Kunden herumfährt. Er sieht ganz gut aus, aber er macht einen unfreundlichen Eindruck. Joe hat gehört, daß er nach Persien auswandern wird – das läßt tief bücken, finden Sie nicht?«

»Ich verstehe nicht, worauf Sie hinauswollen, Mrs. Clegg?«

»Persien ist weit weg, da kann ihn die Polizei nicht mehr erwischen.«

»Sie glauben also, daß er sich aus dem Staube machen will?«

»Man hört so viele Gerüchte; die Leute sagen, daß der alte Mr. Jackson mit seiner Sekretärin geht, aber wenn er es war, hätte er sie wohl eher vergiftet. Das tun Ehemänner doch meistens, nicht wahr?«

»Sie sehen mehr Filme als ich, Mrs. Clegg.«

»Eigentlich gucke ich fast nie auf die Leinwand; wenn man im Kino arbeitet, werden einem Filme langweilig«, erklärte Maureen. »Ich … da ist ja Joe!«

Joe Clegg schien überrascht und nicht allzu erfreut zu sein, Calgary zu sehen. Sie unterhielten sich einige Minuten, bevor Calgary auf den Zweck seines Besuches zu sprechen kam.

»Würden Sie etwas dagegen haben, mir einen Namen und eine Adresse zu geben?« sagte er.

Er erhielt die gewünschte Auskunft und schrieb sie in sein Notizbuch.

Sie war eine behäbige, vierschrötige Frau in den Fünfzigern, die niemals hübsch gewesen sein konnte. Allerdings hatte sie freundliche, gute, braune Augen.

»Ich weiß wirklich nicht, was ich Ihnen noch erzählen kann, Dr. Calgary«, sagte sie bestürzt. Er gab sich Mühe, sie zu beruhigen und ihr Mißtrauen zu zerstreuen.

»Es ist schon so lange her, und ich habe nur den einen Wunsch, es zu vergessen«, fuhr sie fort.

»Das verstehe ich sehr gut«, erwiderte Calgary. »Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß alle diese Dinge unter uns bleiben und unter keinen Umständen an die Öffentlichkeit dringen werden.«

»Aber Sie haben doch gerade gesagt, daß Sie ein Buch schreiben wollen?«

»Dieses Buch wird nur eine Charakterstudie eines gewissen Typs sein, lediglich ein medizinisches Werk. Ich werde selbstverständlich keine Namen nennen, sondern nur über Mrs. A oder Mrs. B berichten.«

Zu seinem Erstaunen sagte sie plötzlich und ohne Übergang:

»Sie sind am Südpol gewesen, nicht wahr?«

»Ja, das stimmt.«

Ihre Wangen röteten sich, sie wirkte mit einemmal jünger und lebhafter.

»Ich habe viel über Polarexpeditionen gelesen, ich kann mir kaum etwas Aufregenderes vorstellen … Wie hieß doch dieser Norweger, der als erster den Südpol erreichte? Amundsen, nicht wahr? Mich interessiert das alles viel mehr als die Besteigung des Everest oder eine Landung auf dem Mond.«

Calgary ging sofort darauf ein und begann ihr von seiner Südpolfahrt zu erzählen. Merkwürdig, daß sie ein romantisches Interesse für Polarexpeditionen an den Tag legte. Schließlich sagte sie mit einem Seufzer: »Es ist ganz wundervoll, diese Beschreibung von jemandem zu hören, der wirklich dort gewesen ist.« Nach einer kurzen Pause fuhr sie fort: »Also … Sie wollten verschiedenes über Clark erfahren, nicht wahr?«

»Ja.«

»Der arme Clark war – wie heißt es doch gleich? – ein patho – - ein pathologischer Fall; aber bitte verstehen Sie mich nicht falsch, er war reizend, er konnte ganz entzückend sein, er sagte einem die nettesten Sachen, und man glaubte ihm jedes Wort.

Ich habe ihn oft daran erinnert, daß ich viel älter sei als er, daß ich seine Mutter sein könnte. Aber er behauptete immer, daß er sich nicht für junge Mädchen interessiere, sondern nur für reife, erfahrene Frauen.«

»War er sehr in Sie verliebt?« fragte Calgary.

»Damals glaubte ich es«, sagte sie mit zitternden Lippen, »jetzt weiß ich leider, daß er nur auf mein Geld aus war.«

»Nicht unbedingt, er mag sich außerdem sehr zu Ihnen hingezogen gefühlt haben«, bemerkte Calgary taktvoll. »Leider war er nun einmal ein kleiner Gauner.«

Das rührende ältliche Gesicht hellte sich etwas auf. »Der arme Clark – was für schöne Pläne wir machten –, wir wollten zusammen nach Italien und Frankreich reisen, aber es ist nie etwas daraus geworden.«

Immer die alte Tour, dachte Calgary, und immer wieder fallen die Frauen darauf herein.

»Ich weiß wirklich nicht, was damals über mich kam, ich hätte alles für ihn getan«, sagte sie wehmütig. »Wahrscheinlich war ich nicht die einzige«, fuhr sie bitter fort.

Calgary stand auf. »Ich bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet.«

»Der arme Clark ist tot, aber ich werde ihn niemals vergessen.

Er war so ein lieber, reizender Junge, er kann wirklich kein Mörder gewesen sein, ich bin ganz sicher, daß er nicht schlecht war …«

Darauf wußte Calgary keine Antwort zu geben.

21

Als Philip Durrant erwachte, fühlte er sich besonders wohl. Er war in guter Stimmung. Die bleiche Herbstsonne schien durch das Fenster, und Kirsten überbrachte ihm eine telefonische Nachricht, die seine gute Laune noch verbesserte.

»Tina kommt heute nachmittag zum Tee«, teilte er Mary mit, als sie ihm das Frühstück brachte.

»Wirklich? Ach ja, heute ist ihr freier Nachmittag, wenn ich mich nicht irre«, meinte Mary zerstreut.

»Was ist los, Polly?«

»Gar nichts.« Sie begann, ihm sein Ei zu schälen, und er sagte ärgerlich: »Laß doch, Polly, das kann ich wirklich selbst machen.«

Sie sah ihn leicht verletzt an, dann sagte sie: »Hester kommt heute nach Hause.«

»Tatsächlich?« fragte er beiläufig, denn er war in seinen Gedanken bereits bei der Unterhaltung mit Tina. Er bemerkte Marys sonderbaren Ausdruck und sagte: »Denkst du noch immer, daß ich heimlich in Hester verliebt bin, Polly?«

Sie blickte weg. »Nein. Du findest sie bezaubernd, nicht wahr?«

»Allerdings – sie ist schlank und zart und elfenhaft.« Er fügte trocken hinzu: »Wie dem auch sei, die Rolle des Verführers kann ich sowieso nicht spielen.«

»Vielleicht würdest du sie gern spielen …«

»Mach dich nicht lächerlich, Polly, ich wußte nicht, daß du zur Eifersucht neigst.«

»Was weißt du denn von mir, Philip? Ich habe nur einen Wunsch, du sollst mir gehören, mir allein. Ich wünschte, wir beide wären ganz allein auf der Welt – nur du und ich.«

»Dann würde uns der Gesprächsstoff bald ausgehen«, sagte er leichthin, aber er fühlte sich etwas unbehaglich. Über den hellen Morgen schien sich plötzlich ein grauer Schleier zu legen.

»Laß uns nach Hause gehen, Philip, bitte, bitte, laß uns nach Hause gehen«, bat sie.

»Bald, mein Liebling, aber gib mir noch etwas Zeit. Gerade jetzt scheinen sich die Dinge zu entwickeln. Heute nachmittag kommt Tina, und ich verspreche mir viel von unserer Unterhaltung.«

»Inwiefern?«

»Tina weiß etwas.«

»Über den Mord?«

»Ja.«

»Aber wie ist das möglich? Sie ist in der Mordnacht nicht einmal hier gewesen.«

»Ich glaube, sie war doch hier. Unsere Putzfrau hat mir etwas Merkwürdiges erzählt.«

»Was hat sie dir erzählt?«

»Ein bißchen Dorfklatsch. Ein kleiner Junge namens Cyril ist mit seiner Mutter auf der Polizei gewesen, weil er in der Mordnacht etwas gesehen haben will.«

»Was will er gesehen haben?«

»Das alles ist ziemlich unklar, aber man kann es erraten … Der kleine Cyril war nicht im Haus, also muß er draußen etwas gesehen haben, und somit ergeben sich zwei Möglichkeiten: entweder handelt es sich um Micky oder um Tina. Ich vermute, daß Tina an jenem Abend hier

war.«

»Das hätte sie uns doch gesagt.«

»Nicht unbedingt. Ich habe nicht den geringsten Zweifel, daß Tina uns etwas verheimlicht. Vielleicht ist sie ins Haus gekommen und hat Mutters Leiche gefunden.«

»Glaubst du wirklich, daß sie in diesem Fall fortgegangen wäre, ohne uns etwas zu sagen? Unsinn!«

»Sie mag ihre Gründe gehabt haben; sie mag etwas gesehen oder gehört haben, das sie auf die Identität des Täters schließen ließ.«

»Sie konnte Clark nicht leiden, ich bin sicher, daß sie nicht die Absicht hatte, ihn zu schützen.«

»Vielleicht glaubte sie einen anderen gesehen zu haben, aber als Clark verhaftet wurde, kam sie zu der Überzeugung, daß sie sich geirrt haben mußte. Nachdem sie einmal behauptet hatte, nicht hier gewesen zu sein, mußte sie bei ihrer Aussage bleiben. Jetzt sieht die Sache natürlich ganz anders aus.«

»Ich glaube, du redest dir das alles ein, du hast eine zu lebhafte Phantasie, Philip«, sagte Mary ungeduldig.

»Nun, wir werden ja sehen. Auf jeden Fall werde ich versuchen, Tina die Wahrheit zu entlocken.«

»Sie wird dir nur so viel erzählen, wie sie will.«

»Wahrscheinlich hast du recht, Tina sagt ja niemals viel, sie ist ein sehr verschlossener Mensch; andererseits kann sie nicht gut lügen. Ich werde ihr geschickte Fragen stellen, und ich hoffe, auf diese Weise etwas zu erfahren.«

»Ich wünschte, du würdest die Finger davon lassen, Philip, es kann zu nichts Gutem führen.«

»Nein, das ist unmöglich. Diese Angelegenheit muß aufgeklärt werden, sonst wird Hester sich über kurz oder lang aus dem Fenster stürzen, und Kirsten wird einen

Nervenzusammenbruch bekommen. Leo ist bereits zu einer Art Salzsäule erstarrt, und die arme Gwenda ist im Begriff, einen Posten in Rhodesien anzunehmen.«

»Warum nimmst du dir das Schicksal der anderen so zu Herzen?«

»Dir sind alle anderen gleichgültig, nicht wahr, du interessierst dich nur für unser Wohlergehen?«

Sein harter, ärgerlicher Ausdruck erstaunte Mary. So hatte sie ihren Mann noch nie gesehen.

»Was gehen mich andere Leute an?« fragte sie trotzig.

Philip trommelte mit den Fingern auf die Stuhllehne, dann stieß er sein Frühstückstablett fort.

»Nimm das weg, ich habe genug.«

»Aber Philip –«

Er machte eine ungeduldige Bewegung, Mary nahm das Tablett und trug es aus dem Zimmer.

Philip fuhr seinen Rollstuhl zum Schreibtisch. Mit dem Federhalter in der Hand starrte er aus dem Fenster. Er fühlte sich sonderbar bedrückt. Noch vor kurzem war er in glänzender Stimmung gewesen, jetzt war er nervös und unsicher. Jedoch gelang es ihm schnell, seiner Verstimmung Herr zu werden; er nahm einen Briefbogen zur Hand und begann zu schreiben.

Nach einer Weile lehnte er sich zurück und überlegte.

Ja, es war ganz plausibel, durchaus nicht unmöglich … Und doch war er nicht befriedigt … War er auf der richtigen Spur? Er wußte es nicht. Das Motiv? Leider, leider fehlte das Motiv für die Tat vollkommen. Sollte er irgend etwas übersehen haben?

Er seufzte ungeduldig. Er konnte Tinas Ankunft kaum erwarten.

Wenn es ihm doch nur gelingen würde, diese Sache

aufzuklären – nur innerhalb der Familie – mehr wollte er gar nicht. Wenn ihnen die Wahrheit erst einmal bekannt wäre, würde sich die erstickende Atmosphäre mit einem Schlage ändern. Alle würden befreit aufatmen, alle mit Ausnahme von einem. Er und Mary würden in ihr eigenes Heim zurückkehren und … Er hielt in seinen Überlegungen inne. Plötzlich war ihm klargeworden, daß er gar nicht nach Hause gehen wollte. Er dachte an die bunten Chintz-Vorhänge, an das glänzend geputzte Silber, den geordneten Haushalt, an den vergoldeten Käfig, in dem er der übergroßen Liebe und Fürsorge seiner Frau ausgeliefert war.

Seine Frau … Wenn er an Mary dachte, schien er zwei verschiedene Wesen zu sehen: das blonde, blauäugige, ruhige und sanfte Mädchen, das er geheiratet hatte, seine ureigene, geliebte Polly, und eine andere Mary, eine stahlharte Frau, die zwar leidenschaftlich war, der es jedoch an Wärme und Zärtlichkeit fehlte, die nur an sich dachte. Selbst er spielte nur deshalb eine Rolle, weil er ihr gehörte.

Und diese Mary liebte er nicht. Hinter den kalten blauen Augen dieser Frau verbarg sich eine Fremde.

Plötzlich begann er zu lachen. Auch er war, wie alle anderen, im Begriff, die Nerven zu verlieren. Er entsann sich einer Unterhaltung, die er einmal mit seiner Schwiegermutter über Mary hatte. Sie erzählte ihm von dem süßen, kleinen blonden Mädchen, das Mrs. Jackson plötzlich in New York umarmt und gesagt hatte: »Ich will immer bei dir bleiben, ich will dich niemals verlassen!«

Damals war Mary noch zärtlich und warmherzig. War es möglich, daß ein Mensch sich so verändern konnte? Oder sollte dieser Ausdruck von Zärtlichkeit schon damals berechnet gewesen sein? War Mary schon als Kind imstande gewesen, durch Vortäuschung von Zärtlichkeit

ihr Ziel zu erreichen? Er warf seinen Federhalter ärgerlich auf den Schreibtisch und fuhr seinen Rollstuhl vom Wohnzimmer in das benachbarte Schlafzimmer. Beim Frisiertisch machte er halt, nahm eine Bürste und begann, sich das Haar aus der Stirn zu bürsten.

Sein eigenes Spiegelbild erschien ihm fremd.

Ein Geräusch im Nebenzimmer weckte ihn aus seinen Träumereien. Er wandte sich zur Verbindungstür.

Gwenda Smith stand am Schreibtisch. Im Schein der Morgensonne sah sie hager und vergrämt aus.

»Guten Morgen, Gwenda.«

»Guten Morgen, Philip.«

»Leo bat mich, Ihnen die neueste Illustrierte zu bringen.«

»Vielen Dank.«

Gwenda blickte sich im Zimmer um. »Ein hübsches Zimmer! Ich glaube, ich bin noch niemals hier gewesen.«

»Geradezu fürstlich, nicht wahr?« sagte Philip. »Ideal für Kranke und Hochzeitsreisende.«

Einen Augenblick später wünschte er, das letzte Wort nicht ausgesprochen zu haben. Gwendas Gesicht zuckte.

»Ich muß gehen, ich habe noch viel zu erledigen«, sagte sie.

»Die perfekte Sekretärin!«

»Leider nicht einmal mehr das, ich mache dauernd Fehler.«

»Tun wir das nicht alle?« Dann fragte er: »Wann werden Sie Leo heiraten?«

»Wahrscheinlich nie«, erwiderte sie traurig.

»Das wäre ein großer Fehler«, meinte Philip. »Man muß schließlich manchmal ein Risiko eingehen.«

»Ich habe nichts dagegen, mein Glück auf die Waagschale zu legen, aber Leo …«

»Ja? Leo?«

»Leo wird wahrscheinlich als Rachel Jacksons Gatte sterben«, erwiderte sie bitter. »Es ist fast, als wäre sie am Leben, als hätte sie dieses Haus nie verlassen.«

22

Nachdem Tina ihren Wagen vor der Friedhofmauer geparkt hatte, ging sie mit ihren Blumen durch das Tor und über die breite Hauptallee. Sie mochte den neuen Friedhof nicht; sie wünschte, es wäre möglich gewesen, Mrs. Jackson im Schatten der großen Eiben auf dem alten Friedhof zu begraben, der die Kirche umgab.

Mrs. Jacksons Grab war gut gehalten, ein großes Granitkreuz überragte die Marmoreinfassung.

Mit ihren Nelken im Arm beugte sie sich über die Inschrift und las: »In liebendem Gedenken an Rachel Louise Jackson.«

Tina richtete sich auf, als sie hinter sich Schritte hörte.

»Micky!« rief sie erstaunt.

»Ich habe deinen Wagen draußen gesehen und bin dir gefolgt, allerdings wollte ich sowieso auf den Friedhof gehen.«

»Du wolltest auf den Friedhof gehen, warum?«

»Ich weiß es selbst nicht, vielleicht nur, um Adieu zu sagen … weil ich die Stellung bei der Ölgesellschaft angenommen habe, von der ich dir erzählte. Ich werde England in etwa drei Wochen verlassen.«

»Wolltest du dich deshalb von Mutter verabschieden?«

»Ja, und vielleicht wollte ich mich bei ihr bedanken, sie um Verzeihung bitten.«

»Warum wolltest du sie um Verzeihung bitten, Micky?«

»Bestimmt nicht, weil ich sie ermordet habe! Denkst du wirklich, daß ich sie umgebracht habe, Tina?«

»Ich bin nicht ganz sicher.«

»Ich wünschte, du würdest mir glauben, Tina!«

»Aber warum möchtest du sie um Verzeihung bitten?«

»Mutter hat viel für mich getan«, sagte Micky langsam. »Ich war undankbar, niemals habe ich ihr ein liebes Wort gesagt.

Jetzt tut es mir leid.«

»Wann hörtest du auf, sie zu hassen? Nach ihrem Tode?«

»Ja, ich glaube.«

»Aber eigentlich hast du nicht Mutter Jackson gehaßt, nicht wahr?«

»Nein, du hast ganz recht, Tina, mein Haß war auf meine eigene Mutter gerichtet, die ich glühend liebte und die sich nichts aus mir machte.«

»Hast du ihr inzwischen vergeben?«

»Ja, denn jetzt begreife ich, daß sie jung und vergnügungssüchtig war und nur die Männer und den Alkohol liebte. Also gut, sie hat sich nichts aus mir gemacht, jahrelang hat das an mir genagt, aber jetzt habe ich es überwunden.« Er streckte eine Hand aus. »Bitte gib mir eine von deinen Nelken.« Er nahm die Nelke und legte sie auf den Grabstein. »Das ist für dich, Mutter«, sagte er. »Ich war ein schlechter Sohn … und du magst mich nicht immer ganz richtig behandelt haben, aber du hast es gut gemeint.«

Tina bückte sich und legte ihren Nelkenstrauß auf das Grab.

»Bringst du Mutter oft Blumen?«

»Ich besuche sie einmal im Monat«, erwiderte Tina.

»Liebe kleine Tina«, flüsterte Micky. Sie schritten gemeinsam dem Ausgang zu.

»Ich habe sie nicht ermordet, Tina, ich schwöre es dir.«

»Ich war an jenem Abend da«, sagte Tina.

Er starrte sie überrascht an. »Du warst im Sonneneck?«

»Ja, ich hatte die Absicht, eine neue Stellung anzunehmen, und ich wollte die Eltern vorher um Rat fragen.«

Sie machte eine Pause. Micky ergriff sie beim Arm und sagte erregt: »Ja, und dann? Du mußt mir die Wahrheit sagen, Tina!«

»Ich bin nicht bis vors Haus gefahren, sondern nur zu der kleinen Ausbuchtung, bei der man leichter wenden kann. Dort parkte ich und ging zum Haus. Ich wußte nicht recht, was ich den Eltern sagen sollte. Da weißt, wie schwierig es manchmal war, Mutter etwas klarzumachen, und so ging ich zwischen dem Haus und dem Wagen auf und ab, um mir alles noch einmal gründlich zu überlegen.«

»Um wieviel Uhr war das?« fragte Micky.

»An die genaue Zeit kann ich mich leider nicht mehr erinnern, ich weiß nur noch, daß ich leise und vorsichtig unter den Bäumen hin und her ging.«

»Mit leisen, vorsichtigen Schritten, wie ein kleines Kätzchen«, sagte Micky zärtlich.

»Plötzlich hörte ich zwei Leute miteinander flüstern.«

»Ja? Was sagten sie?« fragte Micky erregt.

»Einer von ihnen sagte: ›Zwischen sieben und halb acht, vergiß das nicht, mach keinen Fehler! Zwischen sieben und halb acht.‹

Die aridere Person flüsterte: ›Du kannst dich auf mich verlassen‹, worauf die erste Stimme antwortete: ›Und danach wird alles wundervoll sein, Liebling.‹«

Nach kurzem Schweigen sagte Micky: »Warum hast du das nicht schon längst gesagt?«

»Weil ich die Stimmen nicht erkannt habe«, erwiderte Tina.

»Aber es handelte sich doch bestimmt um einen Mann und eine Frau, nicht wahr?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Tina. »Wenn zwei Leute flüstern, kann man die Stimmen nicht erkennen. Natürlich glaube ich, daß es ein Mann und eine Frau waren, weil …«

»… weil du es aus ihren Worten schließen mußtest … Glaubst du, daß es Vater und Gwenda waren?«

»Ich halte es nicht für unmöglich«, erwiderte Tina. »Vielleicht sollte Gwenda das Haus verlassen und um diese Zeit zurückkehren, oder umgekehrt, vielleicht sollte Vater fortgehen und zwischen sieben und halb acht wiederkommen.«

»Würdest du Vater und Gwenda der Polizei übergeben wollen?«

»Ich weiß es wirklich nicht«, erwiderte Tina, »außerdem bin ich durchaus nicht sicher. Es hätte jemand anders sein können, zum Beispiel Hester und – ein anderer.«

»Wer kann dieser andere gewesen sein?«

»Ich weiß es nicht.«

»Du hast den … den Mann nicht gesehen?«

»Nein, ich habe niemanden gesehen.«

»Du lügst, Tina. Es war doch ein Mann, nicht wahr?«

»Ich ging gerade zu meinem Wagen zurück, als jemand auf der anderen Straßenseite sehr schnell vorbeiging – es war nur ein Schatten in der Dunkelheit. Und dann – dann glaubte ich am Ende der Straße ein Auto anfahren zu hören.«

»Du glaubtest, daß ich es war!« rief Micky.

»Es wäre möglich gewesen. Er hatte etwa deine Figur.«

Als sie zu Tinas kleinem Wagen kamen, sagte Micky: »Steig ein, Tina, ich komme mit. Wir fahren zum Sonneneck.«

»Aber Micky …«

»Ich weiß, was du denkst, Tina, du glaubst noch immer, daß ich es gewesen sein könnte, nicht wahr?«

»Was hast du vor? Was willst du tun, Micky?«

»Wie kommst du darauf, daß ich etwas vorhabe? Warst du nicht sowieso auf dem Weg zum Sonneneck?«

Tina ließ den Motor an, Micky saß hochaufgerichtet neben ihr.

»Ja, ich war auf dem Weg zum Sonneneck; ich erhielt einen Brief von Philip, in dem er mich bat, vorbeizukommen, weil er mich dringend zu sprechen wünscht.«

»Wirklich? Sehr interessant«, sagte Micky.

»Philip schrieb, daß er mir nur ein paar Fragen stellen wollte, und alles, was ich zu tun hätte, wäre ›ja‹ oder ›nein‹ zu sagen.

Natürlich sei alles streng vertraulich.«

Als sie wenige Minuten später vor dem Sonneneck hielten, sagte Micky: »Geh hinein, Tina, ich werde inzwischen durch den Garten gehen und mir verschiedenes überlegen.«

»Wie du willst, Micky«, erwiderte Tina und ging ins Haus.

Micky blickte ihr nach, dann ging er mit vorgeschobenem Kopf und den Händen in den Taschen um das Haus. Erinnerungen an seine Jugend stürmten auf ihn ein. Dort stand der alte Magnolienbaum. Wie oft war er auf diesen Baum geklettert und vom Wipfel des

Baumes durch das kleine Fenster gekrochen, *das* auf den Treppenabsatz führte. Und dort war das Beet, sein eigenes »Gärtchen«! Allerdings hatte er sich nie viel daraus gemacht, da er sich schon als Kind nur für mechanische Spielsachen interessierte … Nun ja, man änderte sich eben nicht sehr.

Tina begegnete Mary in der Diele.

»Ich will eben in die Küche gehen, um zu sehen, ob die Ovomaltine angekommen ist«, sagte Mary. »Ich gebe sie Philip jeden Abend vor dem Schlafengehen. Kirsten bringt ihm gerade Kaffee hinauf; er trinkt lieber Kaffee als Tee, Tee scheint ihm nicht so gut zu bekommen.«

»Warum behandelst du ihn eigentlich noch immer wie einen Kranken, Mary?« fragte Tina.

Marys Augen blitzten ärgerlich.

»Wenn du erst einmal verheiratet bist, wirst du lernen, wie man seinen Mann zu behandeln hat.«

»Bitte sei mir nicht böse«, bat Tina leise.

»Wenn wir dieses Haus nur erst verlassen hätten!« sagte Mary.

»Es tut Philip nicht gut, hier zu sein.« Und nach kurzem Zögern fügte sie hinzu: »Hester wird heute zurückerwartet, ich weiß nicht, mit welchem Zug sie kommen wird, wahrscheinlich mit dem Schnellzug. Irgend jemand wird sie in Drymouth abholen müssen.«

Mary verschwand in dem Korridor, der zur Küche führte, Tina ging die Treppe hinauf. Als sie den ersten Stock erreichte, öffnete sich eine Tür, und Hester stand da. Sie schien sehr erstaunt zu sein, Tina zu sehen.

»Hester! Ich hatte keine Ahnung, daß du schon hier bist.«

»Dr. Calgary hat mich in seinem Wagen hergebracht. Ich bin sofort hinauf in mein Zimmer gegangen, bisher weiß niemand, daß ich da bin.«

»Ist Dr. Calgary auch im Haus?«

»Nein, er hat mich nur abgesetzt und ist gleich weiter nach Drymouth gefahren, wo er etwas zu erledigen hat. Ich nehme an, daß Vater und Gwenda in der Bibliothek sind. Hier scheint alles beim alten zu sein …«

»Warum auch nicht?«

»Ich weiß nicht recht«, meinte Hester unsicher. »Ich hatte nur das Gefühl, daß es irgendwie anders sein würde.«

Sie ging an Tina vorbei die Treppe hinunter. Tina ging über den Korridor, kam an der Tür zur Bibliothek vorbei und ging weiter bis zum Ende des Ganges, zu den Räumen, die das Ehepaar Durrant bewohnte. Kirsten Lindstrom, die mit einem Tablett in der Hand vor Philips Tür stand, wandte sich heftig um.

»Tina, du hast mir einen Schrecken eingejagt«, sagte sie. »Ich wollte Philip gerade Kaffee und Kuchen bringen.«

Kirsten klopfte an die Tür und öffnete sie. Sie ging voran ins Zimmer. Ihre große hagere Gestalt versperrte Tina die Sicht … dann hörte sie Kirstens Aufschrei. Die Arme versagten ihr den Dienst, das Tablett glitt aus der Hand, und Tasse und Teller fielen krachend zu Boden.

»Nein, o nein!« schrie Kirsten.

»Philip?« fragte Tina.

Sie ging an Kirsten vorbei und sah Philip Durrant in seinem Rollstuhl neben dem Schreibtisch sitzen. Wahrscheinlich hatte er geschrieben, denn neben seiner rechten Hand lag ein Kugel-Schreiber; sein Kopf hing in seltsamer Verzerrung vornüber.

Auf seinem Nacken bemerkte sie einen kreisrunden roten Flecken; auch auf seinem weißen Kragen waren ein paar Tropfen Blut.

»Er ist ermordet worden – ein Stich in den Hinterkopf!« flüsterte Kirsten, dann fuhr sie mit erhobener Stimme fort: »Ich habe ihn gewarnt, ich habe alles getan, was in meiner Macht stand, aber er war wie ein Kind, das nicht hören will.«

»Das alles ist wie ein böser Traum«, sagte Tina, während sie auf Philip niederblickte. Kirsten ergriff seine leblose Hand und fühlte nach dem Puls, der nicht mehr schlug.

Wenn ich nur wüßte, was er mich fragen wollte, dachte Tina, während sie rein mechanisch alle Einzelheiten in sich aufnahm.

Hier lag der Kugelschreiber, er hatte geschrieben, aber wo war das Papier? Wer immer ihn ermordet hatte, mußte es fortgenommen haben.

»Wir müssen es den anderen mitteilen«, sagte Tina.

»Ja, wir müssen hinuntergehen und es deinem Vater sagen.«

Die beiden Frauen gingen zur Tür, Kirsten legte ihren Arm um Tinas Schulter. Tinas Blick fiel auf das Tablett und das Geschirr, das neben dem Kamin auf dem Fußboden lag.

»Das können wir später wegräumen«, sagte Kirsten.

Tina wäre fast gestolpert, aber Kirsten stützte sie mit festem Griff. »Vorsicht!« mahnte sie.

Sie gingen durch den Korridor. Die Tür zur Bibliothek wurde geöffnet, Leo und Gwenda kamen heraus.

»Philip ist ermordet worden. Erstochen!« sagte Tina mit klarer, deutlicher Stimme.

Ein Traum, ein böser Traum, dachte Tina. Wie im

Traum hörte sie den entsetzten Ausrufe ihres Vaters und Gwendas, während ihre Gedanken zurück zu Philip schweiften, zu dem toten Philip.

Kirsten eilte zur Treppe. »Ich muß es Mary sagen! Die arme Mary, es wird ein furchtbarer Schlag für sie sein.«

Tina folgte ihr langsam. Immer mehr hatte sie das Gefühl zu träumen … Ein sonderbarer Schmerz verkrampfte ihr Herz.

Wohin ging sie? Sie wußte es nicht. Alles war unwirklich und verschwommen. Sie schritt durch die offene Haustür in den Garten, sie sah Micky um die Ecke biegen … Sie ging mit automatischen Bewegungen auf ihn zu …

»Micky, Micky«, sagte sie und fiel in seine Arme.

»Ich muß jetzt fortgehen, Tina«, sagte er.

Er ließ sie los, und Tina glitt leblos zu Boden. In diesem Augenblick rannte Hester aus dem Haus.

»Hester! Tina ist ohnmächtig geworden«, rief Micky ihr zu.

»Es ist der Schock«, sagte Hester.

»Schock? Was für ein Schock?«

»Philip ist ermordet worden, wußtest du das nicht?« fragte Hester.

»Woher soll ich das wissen? Wann? Wie?«

»Es ist eben erst geschehen.«

Er starrte sie entgeistert an, dann hob er Tina auf und trug sie, von Hester begleitet, in Mrs. Jacksons Wohnzimmer, wo er sie auf das Sofa legte. »Ruf sofort bei Dr. Craig an«, befahl er.

Hester blickte aus dem Fenster. »Sein Wagen fährt gerade vor.

Vater hat ihn bereits antelefoniert. Ich … ich mochte ihm nicht begegnen.«

Sie verließ das Zimmer und lief die Treppe hinauf.

Donald Craig stieg aus seinem Wagen und ging durch die offene Haustür. Kirsten kam aus der Küche, um ihn zu begrüßen.

»Was ist geschehen, Miss Lindstrom? Mr. Jackson hat mir gesagt, daß Philip Durrant ermordet worden sei …«

»Ja, es ist wahr«, bestätigte Kirsten.

»Hat Mr. Jackson die Polizei verständigt?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ist es möglich, daß er nur verwundet ist?« fragte Don.

»Nein, er ist tot«, entgegnete Kirsten mit tonloser, müder Stimme. »Er ist erstochen – hier …« Sie legte ihre Hand auf den Nacken.

Jetzt erschien Micky in der Diele. »Tina ist ohnmächtig geworden«, rief er Dr. Craig zu.

»Wo ist sie?«

»Hier im Wohnzimmer.«

»Ich werde sie schnell untersuchen, ehe ich nach oben gehe.«

Dr. Craig wandte sich an Kirsten und fuhr fort: »Bitte, halten Sie sie warm und geben Sie ihr heißen Tee oder Kaffee, sobald sie zu sich kommt … aber Sie wissen ja Bescheid.«

Kirsten nickte, und Don begab sich rasch ins Wohnzimmer.

»Kirsty!« Mary Durrant kam von der Küche her langsam in die Diele. Kirsten ging auf sie zu, während Micky sie nur hilflos ansah.

»Es ist nicht wahr, es kann nicht wahr sein!« jammerte

Mary.

»Vor ein paar Minuten, als ich ihn verließ, war er noch ganz wohl – er hat geschrieben. Ich bat ihn, nichts aufzuschreiben.

Warum tat er es doch? Warum war er so halsstarrig, warum weigerte er sich, dieses Haus zu verlassen?«

Kirsten streichelte sie und bemühte sich, sie zu beruhigen.

Donald Craig kam mit schnellen Schritten aus dem Wohnzimmer.

»Wer sagt, daß das Mädchen in Ohnmacht gefallen ist?« fragte er laut.

Micky sah ihn verständnislos an. »Aber sie ist in Ohnmacht gefallen«, erwiderte er.

»Wo und wann ist das geschehen?«

»Sie war bei mir … Sie kam aus dem Haus und ging auf mich zu, dann … dann ist sie plötzlich zusammengebrochen.«

Dr. Craig gang zum Telefon. »Ich muß sofort einen Krankenwagen bestellen«, sagte er sehr ernst.

»Einen Krankenwagen?« Kirsten und Micky blickten den Arzt entsetzt an. Mary schien ihn nicht gehört zu haben.

»Das Mädchen ist nicht in Ohnmacht gefallen«, erklärte Dr. Craig, während er die Nummer wählte. »Tina ist schwer verletzt. Haben Sie verstanden? Verletzt! Ein Dolchstoß in den Rücken! Sie muß sofort ins Krankenhaus geschafft werden.«

23

Wieder und wieder las Arthur Calgary in seinem Hotelzimmer seine Notizen durch. Von Zeit zu Zeit nickte er.

Ja, jetzt war er auf der richtigen Spur. Am Anfang hatte er den Fehler gemacht, sich auf Mrs. Jackson zu konzentrieren, und das wäre in den meisten Fällen richtig gewesen, aber dieser Fall lag anders.

Er hatte schon lange nach einem unbekannten Faktor gesucht; wenn er diesen Faktor isolieren konnte, war sein Problem gelöst. Er mußte noch einmal von vorn anfangen, und zwar bei Clark.

Er durfte sich nicht nur darauf beschränken, Clark als unschuldig verurteilten jungen Mann zu analysieren; er mußte den ganzen Menschen unter die Lupe nehmen. War Clark ein Stiefkind der Natur? Dr. MacMaster war jedenfalls der Meinung, daß Clark, der alle Chancen im Leben gehabt hatte, von Anfang an dazu bestimmt gewesen war, auf die schiefe Ebene zu geraten. Entsprach das der Wahrheit? Leo Jackson, der Clark stets mit Milde und Nachsicht behandelt hatte, war der Ansicht, daß Clark zwar ein schwieriger Mensch gewesen sei, aber kein Verbrecher. Und was hatte Hester gesagt? Ganz einfach, daß Clark unmöglich war. Und Kirsten Lindstrom? Daß er ein böser Mensch war. Tina hatte ihn niemals gemocht und ihm niemals über den Weg getraut.

Eigentlich waren sie sich alle über ihn einig gewesen, nur Maureen Clegg, seine Witwe, betrachtete Clark aus einem anderen Blickwinkel. Sie bedauerte es, daß sie ihre Zeit mit Clark vergeudet hatte und seinem Charme erlegen war. Jetzt, nachdem sie wieder verheiratet war, schloß sie

sich der Meinung ihres Mannes an. Sie hatte Calgary ganz offen über Clarks zweifelhafte Geschäfte und Methoden berichtet, über die Methoden, mit deren Hilfe er sich Geld verschaffte. GELD! Das Wort schien vor Calgarys übermüdeten Augen in riesigen Buchstaben über die Wand zu huschen. Geld, Geld, Geld! Wie ein Opernmotiv, dachte er. Mrs. Jacksons Geld! Mit diesem Geld hatte sie Trusts geformt, Jahresrenten ausgesetzt, ihrem Mann den Rest des Vermögens hinterlassen! Geld von der Bank. Geld in der Schreibtischschublade! Hester in Geldnot, Hester, die sich zwei Pfund von Kirsten Lindstrom geben ließ.

Geld, das in Clarks Taschen gefunden wurde, Geld, das seine Mutter ihm gegeben haben sollte …

Allmählich gestaltete sich das Ganze zu einem Muster, das aus den Fäden zahlreicher Einzelheiten gewoben war, die alle im Zusammenhang mit Geld standen. Hier war der unbekannte Faktor, nach dem er so lange gesucht hatte.

Er blickte auf die Uhr; er hatte versprochen, Hester um eine bestimmte Zeit anzurufen. Er wählte ihre Nummer.

»Hester? Ist alles in Ordnung?«

»In Ordnung? Soweit es mach betrifft, ja, aber …«

»Aber … Was ist geschehen?«

»Philip ist ermordet worden.«

»Philip, Philip Durrant?« fragte Calgary ungläubig.

»Ja, und auch Tina, das heißt, sie ist noch nicht tot, sie ist im Krankenhaus.« Nachdem sie ihm kurz die Einzelheiten berichtet hatte, sagte er: »Ich komme sofort, Hester, bitte warte auf mich, ich bin in spätestens einer Stunde dort. Ich muß zuerst zu Inspektor Huish gehen.«

»Um was handelt es sich, was möchten Sie wissen,

Dr. Calgary?« fragte Inspektor Huish. Aber noch bevor Calgary antworten konnte, klingelte das Telefon. Huish nahm den Hörer ab. »Ja? Am Apparat. Einen Augenblick, bitte.« Er nahm Papier und Bleistift zur Hand und begann zu schreiben. »Wie bitte? Könnten Sie das letzte Wort buchstabieren? Das ergibt allerdings keinen Sinn … Sonst noch etwas? Ich danke Ihnen.« Er legte den Hörer auf und sagte: »Das war das Krankenhaus.«

»Tina?« fragte Calgary.

Der Inspektor nickte.

»Sie hat für einige Minuten das Bewußtsein wiedererlangt.«

»Hat sie etwas gesagt?« forschte Calgary.

»Mit welchem Recht stellen Sie mir diese Frage, Dr. Calgary?«

»Weil ich glaube, Ihnen helfen zu können«, erwiderte Calgary.

Huish sah ihn nachdenklich an.

»Sie haben es sich sehr zu Herzen genommen, nicht wahr?« fragte er.

»Ja. Ich fühle mich für die Wiederaufnahme des Falles verantwortlich und infolgedessen auch für diese beiden Tragödien.

Wird das Mädchen es überleben?«

»Man hofft es«, erwiderte Huish, »aber es ist noch nicht sicher.

Der Einstich ging knapp am Herzen vorbei.« Er schüttelte den Kopf. »Man kann den Leuten eben nicht klarmachen, daß der Umgang mit einem Mörder gefährlich ist. Das mag sonderbar klingen, aber die Familie Jackson mußte ja wissen, daß unter ihnen ein Mörder war. Sie hätten der Polizei sofort alles sagen

sollen, aber leider haben sie gewisse Dinge für sich behalten … Philip Durrant war ein netter intelligenter Bursche, aber er hat das Ganze für ein Spiel gehalten; er versuchte, auf eigene Faust Dinge herauszufinden, anderen Fallen zu stellen. Irgend etwas erreichte er, oder sagen wir, er glaubte, etwas erreicht zu haben.

Ein anderer glaubte dasselbe. Resultat: er wurde erstochen! Das kommt davon, wenn Laien annehmen, mehr zu verstehen als die Polizei.« Er räusperte sich.

»Und Tina?« fragte Calgary.

»Das Mädchen hat etwas gewußt, aber sie wollte es uns nicht sagen«, erklärte Huish. »Meiner Ansicht nach war sie in den Burschen verliebt.«

»Sprechen Sie von Micky?«

Huish nickte. »Ja, und ich nehme an, daß auch er sie auf seine Art liebte, aber seine Furcht war stärker. Tina konnte nicht wissen, wie gefährlich die ihr bekannte Tatsache war. Deshalb ergriff Micky die Gelegenheit beim Schopf und zückte das Messer, als sie halb betäubt aus dem Haus auf ihn zugelaufen kam.«

»Das ist doch wohl nur eine Vermutung, Inspektor?«

»Nein, durchaus nicht, man hat das blutige Messer in seiner Tasche gefunden. Natürlich werden wir das Blut noch untersuchen lassen, aber ich glaube, mit Recht annehmen zu dürfen, daß es sich um Tinas und um Philip Durrants Blut handelt.«

»Aber das ist doch nicht möglich.«

»Wer sagt das?«

»Hester! Ich habe mit ihr telefoniert … Sie hat mir alles erzählt.«

»Wirklich? Nun, es war ganz einfach so: um zehn Minuten vor vier verließ Mary Durrant ihren Mann und

ging hinunter in die Küche. Um diese Zeit befanden sich Leo Jackson und Gwenda Smith in der Bibliothek, Hester Jackson war in ihrem Schlafzimmer, Kirsten Lindstrom in der Küche. Kurz nach vier fuhren Micky und Tina vor. Micky blieb im Garten, Tina ging knapp hinter Kirsten, die im Begriff war, Philip Kaffee zu bringen, die Treppe hinauf. Tina blieb einen Augenblick stehen, um mit Hester zu sprechen, dann folgte sie Miss Lindstrom, und die beiden fanden Philips Leiche.«

»Und während der ganzen Zeit war Micky im Garten, nicht wahr? Das sollte doch als Alibi genügen.«

»Sie wissen nicht, daß vor dem Haus ein großer Magnolienbaum steht, auf den die Kinder, und besonders Micky, gern zu klettern pflegten. Von diesem Baum aus konnten sie bequem durch ein Fenster ins Haus gelangen. Micky hat mit Leichtigkeit den Baum hinaufklettern, in Durrants Zimmer gehen und ihn erstechen können, um dann das Haus auf demselben Weg wieder zu verlassen. Natürlich muß er alles auf die Sekunde genau berechnet haben, aber er war der Verzweiflung nahe, und er wollte ein Zusammentreffen von Tina und Durrant um jeden Preis verhindern. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als beide zu töten.«

Calgary überlegte einen Augenblick.

»Sie sagten eben, daß Tina einige Minuten bei Bewußtsein war.

Hat sie ausgesagt, wer sie verwundet hat?«

»Ihre Worte waren nicht sehr zusammenhängend«, erwiderte Huish. »Ich glaube nicht, daß sie bei vollem Bewußtsein war.«

Dann fügte er mit einem müden Lächeln hinzu: »Also gut, Calgary, ich werde es Ihnen sagen. Zuerst erwähnte sie einen Namen, *Micky!*«

»Sie hat Micky angeklagt?« fragte Calgary.

»Es hat den Anschein«, erwiderte Huish. »Alles übrige war sehr verworren.«

»Was hat sie gesagt?«

Huish blickte auf den Notizblock, der vor ihm lag.

»Zuerst sagte sie ›*Micky*‹ und dann, nach einer Pause, ›*Die Tasse war leer*‹, dann nach einer weiteren Pause: ›*Sie nicken mit den Köpfchen.*‹« Er sah Calgary an. »Wissen Sie, was das bedeutet?«

Calgary schüttelte den Kopf und wiederholte: »*Sie nicken mit den Köpfchen …* das klingt sehr merkwürdig.«

»Es muß irgendeine besondere Bedeutung haben, allerdings braucht es nicht unbedingt mit dem Mord im Zusammenhang zu stehen«, meinte Huish.

»Haben Sie Micky verhaftet?« fragte Calgary.

»Er ist in Untersuchungshaft. Die Anklage gegen ihn wird innerhalb von vierundzwanzig Stunden erhoben werden.« Mit einem Seitenblick auf Calgary fuhr Huish fort:

»Sie haben wohl nicht auf Micky getippt?«

»Nein, und auch jetzt glaube ich noch nicht, daß er der Täter ist«, erwiderte Calgary und stand auf. »Ich glaube noch immer, daß ich auf der richtigen Spur bin, aber ich brauche weitere Beweise, um Sie überzeugen zu können. Ich muß sofort ins Sonneneck fahren, um mit der ganzen Familie zu sprechen.«

»Ich rate Ihnen dringend, vorsichtig zu sein, Dr. Calgary«, sagte Huish. »Würden Sie mir Ihre Theorie verraten?«

Calgary erwiderte nach kurzem Zögern: »Nach meiner Ansicht handelt es sich um ein *crime passionnel*.«

Huish hob die Augenbrauen. »Es gibt viele

Leidenschaften, Dr. Calgary«, sagte er. »Haß und Geiz, Gier und Angst.«

»Ich sprach von einem *crime passionnel*«, sagte Calgary, »und ich meine genau das, ein Verbrechen aus Leidenschaft.«

»Auch wir haben selbstverständlich an Gwenda Smith und Leo Jackson gedacht, aber unser Verdacht hat sich in keiner Weise bestätigt.«

»Es handelt sich um einen viel komplizierteren Fall«, sagte Arthur Calgary.

24

Wieder dämmerte der Abend, als Arthur Calgary zum Sonneneck kam, wie bei seinem ersten Besuch … Das Schlangennest, dachte er schaudernd, während er auf die Klingel drückte.

Die Ereignisse schienen sich zu wiederholen. Wieder öffnete Hester ihm die Tür, wieder standen Trotz und Verzweiflung in ihrem Gesicht geschrieben, und wieder tauchte hinter ihr in der Diele die immer wachsame, mißtrauische Kirsten Lindstrom auf.

Ja, die Geschehnisse wiederholten sich!

Doch plötzlich veränderte sich das Muster. Mißtrauen und Verzweiflung wichen von Hesters Gesicht und machten einem reizenden Lächeln Platz.

»Du bist es! Ich bin ja so froh, daß du gekommen bist!«

Er drückte ihre Hand. »Ich möchte deinen Vater sprechen, Hester. Ist er oben in der Bibliothek?«

»Ja, er und Gwenda sind dort.«

Kirsten Lindstrom näherte sich ihnen.

»Warum kommen Sie wieder zu uns?« fragte sie vorwurfsvoll.

»Sie bringen uns nur Unglück! Sie haben Hesters und Mr. Jacksons Leben zerstört. Sie haben zwei Morde auf dem Gewissen – Philip Durrant und die kleine Tina. *Sie* sind an allem schuld!«

»Tina ist noch nicht tot«, erwiderte Calgary, »und ich habe hier eine wichtige Aufgabe zu erledigen.«

Kirsten stellte sich ihm in den Weg.

»Was haben Sie vor?«

»Ich muß das Begonnene zu Ende führen«, sagte Calgary.

Er legte seine Hand auf ihre Schulter und schob sie sanft zur Seite. Dann ging er, von Hester gefolgt, die Treppe hinauf.

Auf dem Treppenabsatz wandte er sich noch einmal um und sagte zu Kirsten: »Bitte kommen Sie mit, Miss Lindstrom, ich möchte, daß Sie alle hören, was ich zu sagen habe.«

Leo Jackson saß an seinem Schreibtisch, Gwenda Smith kniete vor dem Kamin und starrte auf das verglimmende Feuer. Sie blickten erstaunt auf.

»Entschuldigen Sie den unangemeldeten Besuch«, sagte Calgary, »ich bin gekommen, um – wie ich Hester und Kirsten eben erklärte – das Begonnene zu vollenden. Ist Mrs. Durrant noch im Haus? Ich lege großen Wert auf ihre Anwesenheit.«

»Ich glaube, sie hat sich gerade hingelegt«, sagte Leo. »Sie hat den schweren Schock noch nicht überwunden.«

»Ich möchte trotzdem darauf bestehen, mit ihr zu sprechen.«

Er sah Kirsten an. »Würden Sie so freundlich sein, sie zu holen?«

»Wahrscheinlich wird sie sich weigern zu kommen«, erwiderte Kirsten mürrisch.

»Bitte bestellen Sie ihr, daß es sich um gewisse Ereignisse handelt, die mit dem Tode ihres Mannes zu tun haben.«

»Wie Sie wünschen«, sagte Kirsten und verließ das Zimmer.

»Bitte setzen Sie sich«, sagte Leo und wies auf einen Stuhl neben dem Kamin. »Ich wünschte, Sie hätten dieses

Hauses nie betreten, Dr. Calgary!«

»Wie kannst du das nur sagen!« rief Hester erregt. »Das ist entsetzlich unfair!«

»Ich kann Sie sehr gut verstehen«, sagte Calgary zu Leo, »ich würde an Ihrer Stelle ebenso reagiert haben. Trotzdem muß ich auch jetzt noch betonen, daß mir keine andere Wahl blieb.«

Kirsten betrat das Zimmer und verkündete: »Mary kommt sofort.«

Sie warteten schweigend, bis Mary Durrant hereinkam. Calgary, der sie zum erstenmal sah, betrachtete sie mit Interesse.

Sie wirkte ruhig und gefaßt, und sie war sorgfältig gekleidet und frisiert. Aber ihr bleiches Gesicht war ausdruckslos und starr wie eine Maske, und sie bewegte sich wie eine Schlafwandlerin.

Leo machte sie mit Calgary bekannt; sie neigte den Kopf.

»Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind, Mrs. Durrant, ich halte es für sehr wichtig, daß auch Sie hören, was ich der Familie mitzuteilen habe«, sagte Calgary.

»Nichts, was Sie uns sagen, wird meinen armen Philip wieder zum Leben erwecken«, erwiderte Mary dumpf.

Sie ging zu einem Stuhl am Fenster und setzte sich. Calgary blickte von einem zum andern, dann begann er:

»Ich muß gestehen, daß der Empfang, den Sie mir zuteil werden ließen, als ich zum erstenmal hierherkam, um Clarks Namen reinzuwaschen, mich etwas verwirrte. Inzwischen ist mir alles klargeworden, und so möchte ich Ihnen jetzt erzählen, was mich damals am meisten beeindruckte.«

Er sah Hester an. »Als ich im Begriff war, das Haus zu verlassen, sagte Hester, es käme nicht so sehr darauf an, der gerechten Sache zum Siege zu verhelfen, als zu verhindern, daß die Unschuldigen leiden. Und die Unschuldigen dürfen nicht leiden, deshalb bin ich hier. Deshalb muß ich sagen, was ich zu sagen habe – um dem Leiden der Unschuldigen ein Ende zu bereiten.«

Er machte eine kurze Pause, dann fuhr er in seiner ruhigen, pedantischen Art fort: »Als ich Sie kennenlernte, waren Sie alle von Clarks Schuld überzeugt, und Sie empfanden diese Tatsache, wenn ich so sagen darf, nicht als unbefriedigend, sondern geradezu als eine gute Lösung, da es feststand, daß kein Außenstehender den Mord begangen haben könnte. Für Clarks Verbrechen ließen sich viele Entschuldigungen finden. Er war von jeher ein schwieriger Mensch gewesen, und wenn man ihn auch nicht als geisteskrank bezeichnen konnte, so war er doch nicht voll verantwortlich für seine Handlungen. Auf ihn ließen sich alle die Phrasen anwenden, mit denen die modernen Psychiater nur zu bereitwillig viele Verbrechen erklären. Sie selbst sagten, daß Sie ihm keinen Vorwurf machen könnten, Mr. Jackson, und Sie waren der Meinung, daß selbst seine Mutter, sein Opfer, ihm vergeben haben würde. Nur eine Person hat ihn verurteilt …«

Er blickte auf Kirsten Lindstrom.

»*Sie* verurteilten ihn, Sie haben immer wieder gesagt, daß Clark ein böser Mensch war.«

»Ja, das habe ich gesagt, und dabei bleibe ich.«

»Und Sie hatten recht, er war böse. Wenn er kein schlechter Mensch gewesen wäre, hätte sich die Tragödie nicht ereignet.

Aber Sie wissen nur zu gut, daß meine Aussage seine

Unschuld an dem eigentlichen Verbrechen bewiesen hat.«

»Man kann sich nicht auf alle Aussagen verlassen«, sagte Kirsten. »Sie hatten eine Gehirnerschütterung, und ich weiß, was das bedeutet! Es bedeutet, daß man sich oft nur verschwommen an gewisse Ereignisse erinnert.«

»Sie behaupten also noch immer, daß Clark das Verbrechen begangen hat und daß es ihm gelungen ist, ein Alibi zu fälschen?«

»Die Einzelheiten sind mir nicht bekannt, aber ich glaube nach wie vor, daß er es getan hat. Unsere Leiden und die furchtbaren Morde sind einzig und allein seine Schuld. Clark ist an allem schuld!«

»Aber Kirsty, du hast doch Clark so gern gehabt!« rief Hester.

»Vielleicht, trotzdem sage ich, daß er ein böser Mensch war.«

»Ich muß Ihnen recht geben«, bemerkte Calgary. »Dagegen möchte ich betonen, daß mein Gedächtnis trotz der Gehirnerschütterung vollkommen klar ist. Ich habe Clark am Abend von Mrs. Jacksons Tod zur angegebenen Zeit mit nach Drymouth genommen. Ich wiederhole nochmals, daß Clark Jackson seine Mutter unmöglich ermordet haben kann. Sein Alibi ist hieb- und stichfest.«

Leo wurde etwas unruhig, während Calgary fortfuhr:

»Ich wiederhole das aus einem bestimmten Grund. Es geht aus Inspektor Huishs Akten hervor, daß Clark sein Alibi mit erstaunlicher Sicherheit und Zungenfertigkeit erbrachte, fast als habe er gewußt, daß er es brauchen werde. Das wiederum veranlaßt mich, Dr. MacMasters Ansicht über ihn beizustimmen, der eine große Erfahrung mit kriminellen Grenzfällen hat.

Dr. MacMaster hätte es Clark zugetraut, einen Mord zu

planen und einen anderen dazu anzustiften, ihn auszuführen. Und so kam ich zu dem Punkt, an dem ich mich fragte: wußte Clark, daß das Verbrechen an jenem Abend stattfinden würde? Wußte er, daß er ein Alibi brauchen würde, und legte er es deshalb darauf an, sich eines zu verschaffen? Wenn meine Annahme richtig ist, wenn ein anderer Mrs. Jackson mit seinem Wissen ermordete, kann man Clark mit vollem Recht als den Anstifter des Verbrechens bezeichnen.«

Er wandte sich an Kirsten Lindstrom.

»Das ist auch Ihre Ansicht, nicht wahr? Sie versuchen sich selbst einzureden, daß Clark den Mord begangen hat, *nicht Sie* … Sie haben in seinem Auftrag gehandelt, deshalb glauben Sie, ihm die ganze Schuld zuschieben zu können.«

»Ich, was soll das heißen?«

»Das heißt, daß es in diesem Haus nur *einen* Menschen gibt, der Clark Jacksons Helfershelfer sein konnte, und das sind Sie, Miss Lindstrom! Wir wissen, daß Clark es nur allzu gut verstand, Frauen in mittleren Jahren um den Finger zu wickeln, ihre Leidenschaft zu entfachen. Er hat diese Gabe skrupellos ausgenützt.« Calgary beugte sich vor. »Er versicherte Ihnen, daß er Sie liebe, nicht wahr?« fragte er leise. »Sie glaubten ihm und seinen Versprechungen – Sie waren davon überzeugt, daß er Sie heiraten werde, wenn das alles vorbei wäre, wenn er das Geld seiner Mutter erst hätte … Stimmt das?«

Kirsten starrte ihn stumm an. Es schien, als könne sie nicht sprechen, als sei ihre Zunge gelähmt.

»Es war eine grausame, herzlose Tat«, fuhr Arthur Calgary fort.

»Clark befand sich in einer verzweifelten Lage, er brauchte dringend Geld; der Schatten der Verhaftung hing

über ihm.

Nachdem Mrs. Jackson ihm das Geld verweigert hatte, wandte ersieh an Sie.«

»Glauben Sie, daß ich ihm Mrs. Jacksons Geld gegeben hätte, und nicht mein eigenes?« fragte Kirsten Lindstrom.

»Wenn Sie eigenes Geld gehabt hätten, würden Sie es ihm wahrscheinlich gegeben haben, aber ich nehme an, daß Sie keins besaßen. Mrs. Jackson versah Sie zwar mit einer reichlichen Jahresrente, aber Clark dürfte schon längst dafür gesorgt haben, daß Ihnen persönlich nicht viel davon übrigblieb … Nachdem Mrs. Jackson zu ihrem Gatten hinaufgegangen war, eilten Sie vor das Haus, wo Clark auf Sie wartete, um Ihnen die notwendigen Anweisungen zu geben. Sie sollten ihm sofort das Geld holen, und dann, bevor der Diebstahl entdeckt werden konnte, mußte Mrs. Jackson ermordet werden, weil sie sonst Lärm geschlagen hätte. Clark erklärte Ihnen, daß Sie Mrs. Jackson nur einen Schlag auf den Hinterkopf zu versetzen und die Schublade zu öffnen brauchten, um einen Einbruch vorzutäuschen. Es würde schnell und schmerzlos sein, sagte er. Er selbst würde sich ein Alibi verschaffen, deshalb müßten Sie sich unbedingt an eine bestimmte Zeit halten – und zwar an die Zeit zwischen sieben und halb acht.«

»Es ist nicht wahr«, sagte Kirsten zitternd. »Sie müssen irrsinnig sein, wie können Sie nur so etwas behaupten?«

Sonderbarerweise klang ihre Stimme nicht empört, sondern müde und monoton.

»Es ist nicht wahr – aber selbst wenn ein Funken Wahrheit daran wäre – glauben Sie wirklich, ich hätte es zugelassen, daß man ihn des Mordes beschuldigte?«

»Ja, denn Sie wußten, daß er ein Alibi besaß, und Sie erwarteten, daß er nach seiner Verhaftung seine Unschuld

würde beweisen können – denn so war es geplant.«

»Glauben Sie, daß ich ihn nicht gerettet hätte, nachdem es sich herausstellte, daß er seine Unschuld nicht beweisen konnte?«

»Sie hätten es getan, wenn Clarks Frau nicht plötzlich im Sonneneck erschienen wäre! Sie wußten nicht, daß er verheiratet war. Maureen mußte es zweimal wiederholen, bevor Sie die Tatsache erfaßten, Clarks Frau gegenüberzustehen. In diesem Augenblick stürzte Ihre Welt zusammen. Sie erkannten, daß Clark ein kalter, herzloser Mensch war, der Sie zum Narren gehalten und ausgenutzt hatte.«

Plötzlich begann Kirsten Lindstrom zu sprechen, ihre Worte überstürzten sich.

»Ich habe ihn geliebt – von ganzem Herzen. Ich war eine Närrin, eine verliebte Närrin. Ich glaubte ihm, ich glaubte, daß er mich liebte, daß er sich nicht für junge Mädchen interessierte – ich kann Ihnen nicht sagen, was ich ihm alles glaubte. Ich habe ihn heiß und innig geliebt, und dann – und dann erschien dieses ordinäre kleine Ding, und ich sah, daß alles erlogen war, daß er ein böser Mensch war. Böse, böse! Er war böse, nicht ich!«

»An dem Abend, als ich ins Sonneneck kam, fürchteten Sie sich vor den Folgen meines Besuches, nicht wahr? Vielleicht sorgten Sie sich sogar ein wenig um die anderen, um Hester und um Leo, aber hauptsächlich fürchteten Sie für Ihre eigene Sicherheit, und nun sehen Sie, wohin Ihre Furcht Sie geführt hat … jetzt haben Sie noch zwei weitere Verbrechen auf dem Gewissen!«

»Behaupten Sie, daß ich Philip und Tina ermordet habe?«

»Sie haben Philip ermordet – Tina ist wieder bei Bewußtsein.«

Kirsten ließ verzweifelt die Schultern sinken.

»Sie hat Ihnen also gesagt, daß ich versucht habe, sie zu erstechen? Ich glaubte, sie hätte es nicht bemerkt. Ich war vor Angst wahnsinnig, ich wußte keinen anderen Ausweg mehr …«

»Wollen Sie wissen, was Tina sagte, als sie zum Bewußtsein kam?« fragte Calgary. »Sie sagte: ›Die Tasse war leer.‹ Ich weiß, was sie meinte. Sie gaben vor, Philip eine Tasse Kaffee zu bringen, tatsächlich hatten Sie ihn bereits ermordet, und Sie kamen *aus* dem Zimmer, als Sie Tina kommen hörten. Geistesgegenwärtig behaupteten Sie, im Begriff zu sein, ihm den Kaffee hineinzubringen. Später, obwohl sie beim Anblick der Leiche einen furchtbaren Schock erlitten hatte, stellte Tina rein mechanisch fest, daß die zu Boden gefallene Tasse leer war und keine Spur von Kaffee enthielt.«

»Kirsten kann Tina nicht verwundet haben«, sagte Hester erregt. »Tina ging die Treppe hinunter, sie verließ das Haus und lief auf Micky zu … nein, Tina war ganz in Ordnung!«

»Mein liebes Kind, es kommt vor, daß Leute eine ganze Straße entlang gehen, bevor sie bemerken, daß sie eine Stichwunde haben. Da Tina einen schweren Schock erlitten hatte, mag sie kaum etwas gefühlt haben, vielleicht einen leichten Schmerz, nicht mehr als einen Nadelstich …« Er sah Kirsten an. »Später haben Sie in einem unbewachten Augenblick das Messer in Mickys Tasche getan – und das war die größte Niederträchtigkeit, die Sie begingen.«

Kirsten hob flehend die Hände.

»Ich konnte nicht anders … ich konnte nicht anders … es gab kein Entrinnen mehr … alle waren im Begriff, die Wahrheit zu entdecken, Philip und … und Tina, die meine

Unterhaltung mit Clark vor der Haustür gehört haben muß … sie alle wußten es … ich wollte mich retten … aber es gibt ja keine Rettung für mich.«

Sie ließ die Hände in den Schoß fallen. »Ich wollte Tina nicht töten, und Philip …«

Mary Durrant stand auf und näherte sich Kirsten langsam und drohend.

»Du hast Philip ermordet? Du?« fragte sie leise.

Plötzlich stürzte sie sich wie eine Tigerin auf die andere Frau.

Gwenda sprang geistesgegenwärtig auf und versuchte, Mary zurückzuhalten. Es gelang ihr, als Calgary ihr zu Hilfe kam.

»Du! Du Mörderin!« schrie Mary Durrant. Kirsten Lindstrom sah Mary von der Seite an.

»Warum wollte er sich einmischen?« fragte sie. »Warum mußte er so viele Frage stellen, was ging es ihn an? Ihn hat niemand bedroht. Er war nie in Lebensgefahr. Für ihn war das alles nur – nur ein Zeitvertreib.« Sie drehte sich um, ging langsam zur Tür und verließ das Zimmer, ohne sich noch einmal umzusehen.

»Halt, halt! Wir müssen sie zurückhalten«, rief Hester.

»Laß sie gehen, Hester«, sagte Calgary.

»Sie wird sich das Leben nehmen!«

»Das bezweifle ich«, erwiderte Calgary.

»Glauben Sie, daß sie sich der Polizei stellen wird?« fragte Gwenda.

»Ich glaube eher, daß sie zur nächsten Bahnstation geht und in einen Zug nach London steigt. Aber sie kann nicht weit kommen, man wird sie finden und verhaften.«

»Unsere gute Kirsten«, sagte Leo mit zitternder Stimme.

»Sie hat uns brav und treu gedient.«

Gwenda ergriff seinen Arm und schüttelte hin.

»Wie kannst du nur so etwas sagen, Leo? Sie ist an allem schuld, sie ist für unsere Leiden verantwortlich!«

»Ich weiß«, erwiderte Leo. »Aber sie selbst hat auch gelitten, ihr Leiden hat auf uns allen gelastet.«

»Wenn es nach ihr gegangen wäre, hätten wir ewig weitergelitten! Ich weiß nicht, was ohne Ihre Intervention aus uns geworden wäre, Ihnen verdanken wir alles, Dr. Calgary!«

»Lange Zeit habe ich vergeblich nach der Wahrheit gesucht – leider habe ich sie erst jetzt erkannt.«

»Zu spät, zu spät!« sagte sie bitter. »Warum sind wir nicht früher darauf gekommen, warum?« Sie wandte sich an Hester.

»Ich glaubte, du wärest es gewesen!«

»*Er* hat das nie geglaubt«, bemerkte Hester mit einem Blick auf Calgary.

»Ich wünschte, ich wäre tot«, flüsterte Mary.

»Mein liebes Kind, wenn ich dir doch nur helfen könnte«, sagte Leo.

»Mir kann niemand helfen«, erwiderte sie. »Es war Philips eigene Schuld – er bestand darauf, hierzubleiben – sich einzumischen – sich ermorden zu lassen.« Sie blickte sich im Kreis um. »Niemand versteht mich«, klagte sie und verließ das Zimmer.

Calgary und Hester folgten ihr. Bei der Tür drehte Calgary sich noch einmal um und bemerkte, daß Leo seinen Arm zärtlich um Gwendas Schulter legte.

»Kirsten hat mich von Anfang an gewarnt«, erklärte Hester.

»Sie sagte, ich dürfte ihr ebensowenig trauen wie den anderen.«

»Versuche es zu vergessen, Hester! Du mußt vergessen. Jetzt seid ihr alle frei. Die Unschuldigen stehen nicht mehr im Schatten der Schuld.«

»Und Tina? Wird Tina am Leben bleiben?«

»Ich glaube, ja … Sie liebt Micky, nicht wahr?«

»Das ist schon möglich«, erwiderte Hester leicht erstaunt. »Ich habe bisher nie darüber nachgedacht, weil sie wie Bruder und Schwester aufwuchsen, aber eigentlich sind sie ja gar nicht miteinander verwandt.«

»Hast du übrigens eine Ahnung, was Tina meinte, als sie sagte: ›Sie nicken mit den Köpfchen‹?«

»Sie nicken mit den Köpfchen?« Hester runzelte die Stirn.

»Einen Augenblick mal, das kommt mir sehr bekannt vor … ja, natürlich …

›Die Blümelein, sie schlafen schon längst im Mondenschein.

Sie nicken mit den Köpfchen auf ihren Stengelein. Schlafe, schlafe, schlaf auch du, mein Kindelein!‹

Es ist ein Lied, ein Wiegenlied, das Kirsten uns oft vorgesungen hat …«

»Das war es also – ich verstehe«, sagte Calgary.

»Vielleicht werden sie heiraten, wenn Tina wieder gesund ist, und dann gemeinsam nach Kuwait gehen«, grübelte Hester.

»Tina hat sich immer nach einem warmen Klima gesehnt. Am Persischen Golf ist es doch warm?«

»Fast zu warm«, sagte Calgary.

»Für Tina kann es nicht zu warm sein«, versicherte ihm Hester.

»Auch du wirst jetzt glücklich werden«, sagte Calgary und ergriff Hesters Hand. Mit einem Versuch zu lächeln fuhr er fort:

»Du wirst deinen jungen Arzt heiraten, und du wirst nicht mehr von Angstträumen und Depressionen geplagt werden.«

»Ich denke gar nicht daran, Don zu heiraten«, sagte Hester. »Ich habe durchaus nicht die Absicht, *seine* Frau zu werden.«

»Liebst du ihn nicht?«

»Nein, ich liebe ihn nicht – ich redete es mir nur eine Zeitlang ein. Er hat nicht an mich geglaubt. Er war nicht von meiner Unschuld überzeugt. Er hätte fühlen müssen, daß ich unschuldig bin.« Sie fuhr mit einem Blick auf Calgary fort: »Du hast es gefühlt – ich glaube, ich möchte *dich* heiraten!«

»Aber ich bin doch soviel älter als du, Hester. Es kann dir nicht …«

»Natürlich nur, wenn du mich willst«, fügte Hester unsicher hinzu.

»Ja, ich will dich heiraten!« sagte Arthur Calgary einfach.